

Danziger Volksstimme

Einzelpreis 20 P oder 40 P

Wochenpreis monatlich 2.00 G, wöchentlich 0.75 G. In Deutschland 2.50 Goldmark, durch die Post 3.00 G monatlich für Sommer und Winter. Ausland: Die 10. Seite 0.40 G, die 11. Seite 0.20 G. In Deutschland 0.40 und 0.20 Goldmark. Abonnements- und Inseratenverträge in Polen nach dem Danziger Tageskurs.

Organ für die werktätige Bevölkerung der Freien Stadt Danzig

Nr. 34

Sonntag, den 9. Februar 1920

20. Jahrgang

Geschäftsstelle: Danzig, Am Spandauer Weg 6
Postfach 2049
Fernsprechkreis 518 6 Uhr abends unter
Samstagsnummer 215 61. Von 6 Uhr abends:
Schriftleitung 242 08. Anzeigen - Annahme:
Expedition und Druckerei 242 97.

Erwerbslosenfürsorge im Reich.

Die Krisenfürsorge muß verlängert werden. — Der Reichstag berät.

In der Reichstagsitzung am Freitag hielt sich die weitere Aussprache über das Arbeitslosen-Gesetz in verhältnismäßig ruhigen Formen. Als zweiter sozialdemokratischer Redner sprach dann der ökonomische Abg. Jäger. Er nahm sich besonders der Interessen der Landarbeiter an. Er wies darauf hin, daß die Landarbeiter einen furchtbaren Eindruck empfangen müssen, wenn man ihnen noch immer die Gleichberechtigung auch im Arbeiterschutz verweigert. — Die Vorlage wurde dem Sozialpolitischen Ausschuss überwiesen.

Das Haus begann dann die Beratung der Anträge über die

Erwerbslosenfürsorge.

Der Sozialpolitische Ausschuss schlägt dem Reichstag vor, die Reichsregierung zu ersuchen, die Krisenfürsorge auf alle Verufe auszuweiten, auch wenn die Arbeitslosen die Wartzeit von 20 Wochen nicht erfüllt, aber 18wöchige Krankenversicherungspflichtige Beschäftigung nachgewiesen haben. Ferner die Unterhaltungsabgaben in der Krisenunterstützung für Angestellte und Arbeiter bis zum 4. Mai auszuweiten und dabei ausgesetzte Angestellte und Arbeiter nach näherer Angabe des Reichsarbeitsministers in die Krisenfürsorge wieder einzubeziehen. Schließlich soll auf die Reichsarbeit dahin eingewirkt werden, daß die Anwendung des Gesetzes betreffend Sonderfürsorge für berufstätige Arbeitslosigkeit nicht auf solche Arbeitslose erfolgt, die nur vorübergehend — besonders bei Rohstoffarbeiten — mit Arbeiten beschäftigt sind, die sonst unter das Gesetz betreffend berufstätige Arbeitslosigkeit fallen.

Die Zentrumsabgeordnete Leusch hatte die Aufgabe, die erste Oppositionsrede des Zentrums

zu halten. Sie stellte zwei Fragen an den Reichsarbeitsminister: 1. wie er die Durchführung der Ausdehnung der Krisenfürsorge auf alle Verufe sich denke; 2. was der Reichsarbeitsminister für die Notlage bestimmter Gemeinden, insbesondere im besetzten Gebiet tun wolle, denen durch die neue Regelung weitere Kräfte ausgedrückt würden.

Reichsarbeitsminister Wilsell erteilte der Zentrumsdirektion sofort klar und bestimmt die nötige Antwort.

Der sozialdemokratische Abgeordnete Aufhäuser wandte sich in einer logisch scharf geführten Rede gegen die Opposition des Zentrums. Er führte den Beweis, daß der jetzige Reichsarbeitsminister und der jetzige Reichsfinanzminister, beides Sozialdemokraten, in dem halben Jahre ihrer Amtstätigkeit bewiesen hätten, wie sehr sie für die Erwerbslosen eintreten, selbst wenn das Geld des Reichs knapp ist. Von diesen Männern dürfe man erwarten, daß sie auch jetzt im Rahmen des Möglichen tun würden, was in ihren Kräften stehe. Besonders dürfe man erwarten, daß nun die Bergarbeiter, die Arbeiter der chemischen Industrie, die Arbeiter usw. unverzüglich in die Krisenfürsorge einbezogen würden. Die Sozialdemokratie habe, als sich ihre ursprünglichen Anträge als nicht zu verwirklichen zeigten, sofort Erlaß in den vorliegenden Ausschussanträgen geschaffen.

Kommunistischer Tribünenredner.

Seit mittags 3 Uhr war schon bekannt, daß die Kommunisten sich zwar im Saale leidlich anständig benehmen wollten, aber eine Gruppe ihrer Anhänger auf die Tribünen delegiert hatten, um von dort aus zu hören. In der Tat erhob sich auf ein Signal der kommunistischen Fraktion, das in lauten Ruf- und Rufen bestand, ein junger Mann auf der mittleren Tribüne, um eine lange Schimpf- und Scheltensrede gegen die Sozialdemokraten und besonders auch gegen Severing in den Saal hineinzuschmettern. Die Kommunisten begleiteten diese Rede hinter jedem Satz mit fröhlichem Beifall. Der Vizepräsident Karborski verließ den Saal und hob damit die Sitzung auf. Inzwischen redete der Kommunist noch eine Zeitlang weiter. Er wurde jedoch von der Tribüne entfernt und die Sitzung ohne weitere Zwischenfälle geschlossen.

Sozialistische Vierländerkonferenz in England.

Es geht um Rheinlanddrängung und Reparationsproblem.

Am Freitag fand in London eine Vierländerkonferenz statt, auf der Vertreter der belgischen, britischen, deutschen und französischen sozialistischen Parteien, unter Teilnahme des Sekretariats der Sozialistischen Arbeiterinternationale, über die wichtigsten internationalen Probleme der Gegenwart und der nächsten Zukunft gemeinsam beraten wollten.

Diese ursprünglich für den Spätherbst in Aussicht genommene Tagung mußte infolge der Schwierigkeit, einen für Delegierte aus vier verschiedenen Ländern gleichmäßig passenden Termin anzusehen, zunächst auf die zweite Januarhälfte, dann auf Anfang Februar verschoben werden. Das neue Datum hat den technischen Vorteil, daß ein Teil der Delegierten unmittelbar nach der Vierländerkonferenz an der, ebenfalls in London, am 10. und 11. Februar, stattfindenden Tagung der Exekutive der S.A.I. teilnehmen können.

Die neue Vierländerkonferenz bildet gewissermaßen die Fortsetzung früherer Tagungen, auf denen die großen europäischen Probleme beraten wurden und deren Resolutionen nicht ohne Wirkung auf die späteren Vereinbarungen zwischen den Regierungen gewesen sind. Frankfurt a. M. 1922, Berlin 1923 und Luxemburg 1926.

Diese Londoner Vierländerkonferenz dürfte an Bedeutung ihre Vorgängerinnen insofern überreffen, als einmal Fragen von aktueller Bedeutung auf der Tagesordnung stehen, insbesondere das Reparationspro-

blem und die Rheinlanddrängung, und andererseits die Arbeiterpartei durch eine ganz besonders repräsentative Delegation vertreten sein, was angesichts der kommenden Neuwahlen in England von großem Wert für die internationale Politik sein dürfte.

Die Tagung wird im Hause des Transportarbeiterverbandes in London unter dem Vorsitz von Ramsay MacDonald abgehalten. Die deutsche Sozialdemokratie wird durch Weiss, Erispian, Stampfer, Stellung und Victor Schiff vertreten.

Am Freitag wurden zunächst in einer allgemeinen Aussprache die großen politischen Fragen der nächsten Zukunft Westeuropas erörtert.

Seltene Dinge im Berliner Rundfunk.

Die korrigierte Curtiusrede.

Der Verein auswärtiger Presse in Berlin veranstaltete am Donnerstagabend ein großes Bankett, in dessen Verlauf der Reichswirtschaftsminister Dr. Curtius eine Rede hielt. Diese Rede ist, wie sich nachträglich herausgestellt hat, von dem Berliner Rundfunk teilweise gefälscht bzw. ergänzt übertragen worden. In die Stelle, wo Curtius z. B. von der Notwendigkeit des „Zusammenwirkens aller Parteien“ in der Reparationsfrage spricht, wurden willkürlich die Worte eingefügt: „einschließlich der Kommunisten“. Eine Untersuchung ist eingeleitet.

Auch in Preußen flappt es nicht.

Die gestrigen Verhandlungen über die preußische Kabinettsumbildung am Zentrum gescheitert

mit einem Sitz aufstrebend. Die vage Hoffnung, es könne durch die interfraktionellen Verhandlungen in Preußen noch eine Einigung herbeigeführt werden, die sowohl Preußen wie dem Reich zugute komme, ist einstweilen gescheitert. Die preussische Koalitionsparteien haben sich am Freitagmorgen nicht geeinigt, der Deutschen Volkspartei einen Sitz im Kabinett einzuräumen. Die Fraktion der Deutschen Volkspartei aber betrachtet dieses Angebot als ungenügend und fordert nach wie vor zwei Plätze.

Sozialdemokraten, Zentrum und Demokraten in Preußen sprechen der Volkspartei das Recht ab, mehr als ein Portefeuille zu verlangen. Sie weisen darauf hin, daß sie seitherzeit, in der Hoffnung, eine Koalition der Rechten herbeiführen zu können, die Regierung mitwillig verlassen habe. Es liege kein Grund vor, sie jetzt ohne weiteres wieder in den früheren Stand zurückzuversetzen. Das gegenwärtige Kabinett besitze auch ohne sie eine Mehrheit. Es funktioniere ausgezeichnet und wenn man den damals Ausgeschiedenen jetzt mit Rücksicht auf die Verhältnisse im Reich entgegenkomme und sie wieder aufnehmen wolle, so müßten sie sich mindestens fürs erste

Blutiger Religionskrieg in Indien.

Schwere Unruhen in Bombay auf Grund eines falschen Gerüchts.

In Bombay ist es in den letzten Tagen zu schweren Kämpfen zwischen Mohammedanern und Hindus gekommen, die nicht mehr, wie man ursprünglich annehmen konnte, als Einzelwischenfälle zu werten sind, sondern mehr und mehr den Charakter eines Religionskrieges erhalten.

Zurückzuführen ist die blutige Erregung auf Gerüchte von Kindesopfern durch Angehörige des Stammes der Pathans. Die muslimantische Religionsgemeinschaft Bom-bays, die zunächst größte Zurückhaltung übte, mußte auf den Rat ihrer Priester offiziell den Schutz der Pathans gegenüber den Hindus übernehmen. Im Gefolge dieser Entwicklung ist es dann zu einer ganzen Reihe heftiger Zusammenstöße zwischen Hindus und Mohammedanern gekommen, aus denen sich ein regelrechter Krieg entwickelt hat, in den sogar Militär mit Panzerwagen eingreifen mußte. Dennoch ist es nicht gelungen, die Ruhe herzustellen.

Die Gesamtzahl der in diesen Straßenkämpfen tödlich verletzten Personen beläuft sich auf 67. 820 Personen befinden sich zur Zeit in Spitalsbehandlung und weitere 800 haben leichtere Verletzungen erlitten. Die Straßen Bom-bays bieten das Bild einer im Belagerungszustand befindlichen Stadt. Am Freitagabend entwickelten sich, der neuesten Meldung zufolge, die Zusammenstöße zwischen Mohammedanern und Hindus zum erbittertesten Kampf.

Fort mit dem Gotteslästerungsparagrafen.

Die Sozialdemokratie für Beseitigung dieser unhaltbaren Bestimmungen im neuen Strafgesetzbuch.

Im Strafgesetzbuch verteidigte Abg. Landsberg (Soz.) den sozialdemokratischen Antrag auf Streichung des Gotteslästerungsparagrafen. Der Antrag habe mit der Trennung von Kirche und Staat nichts zu tun. Diese werde doch auch in konfessionellen Kreisen angestrebt, und manche Gläubige seien der Ansicht, daß die Befreiung vom Staat die Kirche nur heben könne. Der Streichungsantrag habe auch nichts mit der Gewissensfreiheit zu tun, die niemals das Recht zu grobbedrückenden Verurteilungen geben könne.

Die sozialdemokratische Fraktion sei gegen den Gotteslästerungsparagrafen auch

nicht aus Religionsfeindschaft.

Auch ohne Glauben an einen persönlichen Gott sei man ein religiöser Mensch, wenn man sich mit dem Gedanken beschäftige, daß unser Leben zwischen zwei großen Wunder, dem der Geburt und dem des Todes, eingebettet sei. Schon Goethe habe gesagt: „Das Erforschliche erfordert und sich vor dem Unerforschlichen in Ehrfurcht neigen.“ Das sei doch gewiß ein religiöses Wort. Wenn jemand die religiöse Auffassung groß beschimpft, so könne das demjenigen, der diese Auffassung vertritt, nichts anhaben, denn Schimpf könne an die wirklich religiöse Auffassung eines Menschen nicht heran- kommen.

Wenn das Zentrum sage, nicht Gott, sondern das Religiösesgefühl solle geschützt werden, so sei dem entgegenzuhalten, daß auch andere Gefühle, die viel heiliger seien, nicht strafrechtlich geschützt werden. Man denke an

die rohe Beschimpfung der Ehe.

die man nicht selten in der Öffentlichkeit hören kann. Eine Mißhebe sei nach der Auffassung von Zeloten ein Kontubinal. Sogar eine nur in der Ehe eingetragene Ehe werde von vielen Eiferern dem Kontubinal gleich-gestellt. In der Öffentlichkeit sei schon oft das Institut der Ehe beschimpft worden. Ebenfalls bedarf das religiöse Gefühl eines besonderen Schutzes.

Erläutet die Abwehr der Eiferer führe zu Meinungs-gängen, die auch auf das Amt bezogen werden können, das der Eiferer bekleidet. In heiligen Schriften gebe es kein böse-

res Wort als das: „Segnet, die euch fluchen!“ Der jetzigen Rechtsprechung über den Gotteslästerungsparagrafen müsse ein Ende gemacht werden. In Magdeburg habe einmal ein Mann namens Liebowitz eine Gefängnisstrafe verbüßt. Als dann in einer größeren Gesellschaft jemand sagte, du lieber Gott, rief ihm ein anderer zu:

„Der liebe Gott sitzt — in Gommern“

(Strafanhalt). Wegen dieser Äußerung wurde der Außer zu drei Monaten Gefängnis verurteilt. In einem anderen Prozeß handelte es sich um ein Bild: Christus steht durch die Landschaft. Ein Junge wirft nach ihm mit einem Stein. Er ist der Sohn eines protestantischen Geistlichen, den man im Hintergrunde sieht. Der Geistliche sagt: „Treffe ihn gut, er hat die Ehebrecher in Schutz genommen.“ Daraufhin ein Gotteslästerungsprozeß! In dem bekannten Wendischen Buch „Die Kirche in der Karikatur“ sind antipapstliche Karikaturen aus dem 16. Jahrhundert wiedergegeben worden. Auf Grund der Auffassung der katholischen Kirche, daß sie heute noch dieselbe sei wie im 16. Jahrhundert, wurde diese Karikatur unter Anklage gestellt. Solche Prozesse dürfen in Zukunft nicht wiederholt werden. Gegenüber dem Abgeordneten Hanemann, der gestern ein „Bismarck“-Gedicht mit Entrüstung vorgelesen habe, müßte man an ein anderes Gedicht erinnern: Der Dichter träumte im Himmel zu sein und Gott von Ungeheuren an Engels- gegenübergeordnet zu haben. Beim Erwachen sagte er:

Ich kann an einen Gott nicht glauben,

ich tue nicht vor einem kalten Gott. Wer sei der Verfasser dieses Gotteslästerungs-Gedichts gewesen? Herr Eugen-berg! (Weiterkeit.) Wenn er wegen dieses Gedichtes verurteilt worden wäre, so wäre seine hoffnungsvolle Karriere vernichtet worden. Die sozialdemokratische Fraktion halte den Gotteslästerungsparagrafen für überflüssig und gefährlich und beantrage deshalb seine Streichung.

Abg. Wegmann (Ztr.) trat für die Aufrechterhaltung des Gotteslästerungsparagrafen ein, in dem er darlegte, daß der Staat und sein Vertreter strafrechtlich geschützt seien. Da müßten auch die Religionsgesellschaften geschützt werden.

Der Senat hilft den Gemeinden.

Ein Ausgleich für das laufende Rechnungsjahr. Der Staat überweist den Kommunen 2 Millionen.

Im Etat der Stadt Danzig war in diesem Jahre ein Gehalt von 1,3 Millionen. Im Laufe des Jahres hat sich das Defizit noch um einige Hunderttausend Gulden vergrößert. Auch die kleineren Gemeinden des Freistaates hatten ihre Finanzschwierigkeiten, wenn auch nicht in dem Maße wie Danzig, wo die sozialen Verpflichtungen der Kommune besonders groß sind. In den letzten Monaten sind verschiedene Vorschläge gemacht worden, um die Finanznot der Gemeinden zu beheben. Eine Einigung konnte aber bisher nicht erzielt werden. Da aber das Rechnungsjahr bald zu Ende ist, hat der Senat beschloffen, diesmal die Finanzschwierigkeiten der Gemeinden durch Staatszuschüsse zu beheben. Ein Gesetz über den Finanzausgleich hat der Senat in diesen Tagen dem Volkstag zugehen lassen. In diesem Gesetzentwurf heißt es:

Der Senat wird ermächtigt, im Rechnungsjahre 1928 über den Etatsanfang von 300.000 Gulden hinaus einen weiteren Betrag bis zu 1.700.000 Gulden als Beihilfen des Staates an die Gemeinden und Gemeindeverbände zu überweisen. Der Betrag ist aus den Ueberschüssen zu entnehmen, die sich im Rechnungsjahr 1927 bei der Bewirtschaftung des Staatshaushaltsplans ergeben haben.

Die Ueberschüsse werden vom Staat unmittelbar an die Stadtgemeinden, an die Landgemeinden Ohra und an die Gemeindeverbände. Die Gemeindeverbände haben aus ihren Ueberschüssen den übrigen Gemeinden Beihilfen zu gewähren, wobei leistungsschwache und leistungsunfähige Gemeinden vorzugsweise zu berücksichtigen sind.

Begründung des Gesetzentwurfes

wird ausgeführt: Nachdem im Entwurf des Haupthaushaltsplanes für 1928 ein Etatsanfang „Finanzausgleich der Gemeinden und Gemeindeverbände“ mit 2 Millionen vorgegeben war, haben sich die Städte, Kreise und Landgemeinden auf die damals beabsichtigten und für den Ausgleich ihrer Haushaltspläne unbedingt notwendigen Zuweisungen eingestellt. Entsprechend den im Volkstag geäußerten Wünschen ist dennoch zunächst der Versuch gemacht worden, die kommunalen Haushaltspläne so zu ändern, daß sie auch ohne die vorgesehenen Zuweisungen auskämen. Dieser Versuch ist jedoch ergebnislos geblieben. Zwar zeigt das Veranschlagungssoll der den Gemeinden zustehenden Steuern im Rechnungsjahr 1928 vielfach Mehrerträge gegenüber den in die Haushaltspläne eingestellten Summen, auf der anderen Seite sind aber Ausfälle mit Mehrausgaben in erheblichem Maße sowohl bei den persönlichen, wie bei den sächlichen Fonds in den kommunalen Haushaltsplänen inzwischen eingetreten. Die finanzielle Notlage der Gemeinden ist dadurch so groß geworden, daß eine staatliche Zuwendung für 1928 unerlässlich wird.

Unter Würdigung dieser Notlage hat der Senat beschloffen, dem Volkstag diese Gesetzesvorlage zu machen.

Nach den Bestimmungen dieses Gesetzes werden insgesamt erhalten:

1. Stadtgemeinde Danzig einschl. Oliva	1.328.800 G
2. Poppo	141.000 G
3. Ohra	63.400 G
4. Liegenhof	20.000 G
5. Neuleich	19.400 G
6. Kreis Danzig Höhe	154.400 G
7. Kreis Danzig Niederung	110.600 G
8. Kreis Gr. Werder	162.400 G
zusammen	2.000.000 G

Da die Finanzlage der Gemeinden aber dringend eine endgültige Regelung erfordert, beabsichtigen wir einen weiteren Gesetzentwurf in Kürze vorzulegen, der den Finanzausgleich für 1929 und weiter auf anderer Basis zum Gegenstand haben soll; die Erwägungen über die geeignete Form der Gestaltung und die Höhe des endgültigen Finanzausgleichs sind noch im Gange, werden aber demnächst zum Abschluß gebracht werden können.

Dieser Gesetzentwurf ist auch für die breiten Massen der Bevölkerung von Interesse. Berührt er doch das wichtige Problem der Finanzierung der Gemeinden. Ein wesentlicher

Faktor in den Einnahmen der Kommunen sind die Preise für Gas und Elektrizität. Es ist mehrfach in letzter Zeit die Forderung ausgesprochen, daß die Stadt Danzig die Preise hierfür herabsenken möge, um den Ausfall im Stadthaushalt dadurch zu decken. Diesen Vorschlägen hat sich die Sozialdemokratie bisher widersetzt. Der öfter geäußerte Hinweis auf die weit höheren Gaspreise in Poppo ist schon deshalb nicht durchschlagend, weil in Danzig ein weit größerer Prozentsatz der Gasabnehmer sich aus den Kreisen der ärmeren Bevölkerung zusammensetzt. Man hat daran gedacht, eine andere Verteilung der Einkommenssteuer vorzunehmen, welche den Gemeinden einen größeren Anteil aus dieser Steuer überlassen würde. Ob mit dieser Steuerreform allerdings schon allein die Finanzschwierigkeiten der Stadt Danzig behoben werden können, ist leider kaum anzunehmen.

Ausschub der Hinrichtung des Obregonmörders. Der Präsident von Mexiko hat beschloffen, die Vollstreckung des Urteils gegen Loral, den Mörder des Präsidenten Obregon, um 24 Stunden aufzuschieben, damit er dessen Gnadengesuch prüfen könne.

Neuer Finanzskandal in Frankreich.

Ein junger Inflation, „bankier“ mit 19 Mill. Franken Schulden verhaftet.

In Paris jagt sich augenblicklich die Finanzskandal. Am Freitag wurde der 28-jährige „Bankier“ Menz ruffe verhaftet. Menz ruffe, der eine eigene Privatbank besaß, war auch der Hauptaktionär der „Société Minière Franco-Belge“, deren Aktien trotz der geringen Aktien in schwunghafte Höhen hinaufgetrieben worden waren. Menz ruffe, der aus kleinsten Verhältnissen stammt, entwickelte schon früh Geschmack an Luxus und Reichtum.

Während der Frankeninflation machte er in Paris eine eigene Bank auf und gründete die „Société Minière Franco-Belge“, die die Nachfolgerin einer französischen Grubengesellschaft wurde. Die Aktien dieser fabelhaften Grubengesellschaft wurde Menz ruffe, das Stück zu je 5 Franken, an der Pariser schwarzen Börse. Er bewohnte im vornehmsten Viertel von Paris eine dreistöckige Villa, die von einem großen Park umgeben war. Er besaß nicht weniger als 4 Luxusautos. Seine junge Frau ist vor wenigen Wochen mit einer 75-PS-Limousine nach Kairo gefahren. Der jugendliche Geschäftsmann selbst scheint den bevorstehenden Crash seiner Bank geahnt zu haben. Er hatte sich schon einen Meister für seine Villa gesucht und er hatte auch auf der Kasse der „Société Minière“ die letzten Gelder in Höhe von einer Million abgehoben.

Nach der Bilanz, die die Sachverständigen der Justiz in aller Eile aufstellten, verfügte die Gesellschaft über ein solides Defizit von 11 Millionen. Dazu kommen noch 8 Millionen, die sie für Unterstufung ihrer Aktien einem Pariser Börsenmakler schuldet.

Patientenklagen im Zeitungs-Skandal.

Im Skandal der „Gazette du Franc“ scheint nunmehr auf die Serie der Verhaftungen die Serie der Patientenklagen zu folgen. Der Baron Chevilly wurde bereits auf Antrag seines Verteidigers auf freien Fuß gesetzt. Der Baron de Courville, der angesichts seines hohen Alters durch die Folgen der Gefangenschaft an einer Herzschwäche leidet, die jetzt jeden Tag seinem Leben ein Ziel setzen kann, wurde ebenfalls aus der Haft entlassen. Der Untersuchungsrichter veranlaßte gestern Nachmittag einen früheren Buchdrucker, der inzwischen eingegangenen Zeitung „Remeur“ des verhafteten Direktors Anquetil, auszufragen, daß Anquetil tatsächlich von Klerikern 150.000 Franken erhalten habe. Er erklärte jedoch nur,

Die Kommoer Diktatoren werden nervös.

Der Chefredakteur des sozialdemokratischen Zentralorgans verhaftet. — Neue politische Prozesse.

Die litauische Regierung geht neuerdings mit großer Schärfe gegen die Linksoption vor. Der greise Chefredakteur des Zentralorgans der litauischen Sozialdemokratie „Sozialdemokrata“, Ingenieur Kairys, wurde verhaftet und ins Gefängnis gebracht. Seine Verhaftung erregt um so größeres Aufsehen, als sich die Regierung gegenüber Kairys, der ein Veteran der litauischen Freiheitsbewegung ist, immer sehr zuvorkommend verhielt.

In Olita beginnt am 25. Februar vor dem dortigen Kriegsgericht ein Prozeß gegen den ehemaligen sozialdemokratischen Abgeordneten Kabis, der im September v. J. einen Putsch unternahm. Neben Kabis werden 21 Bauern vor Gericht erscheinen, die an dem Putsch teilgenommen haben.

Vor dem Kommoer Bezirksgericht hat ein Prozeß gegen 13 Mitglieder der litauischen kommunistischen Jugendvereine begonnen. Die Angeklagten sind meistens jugendliche Personen im Alter von 18 bis 22 Jahren. Mehrere der Angeklagten befinden sich schon seit längerer Zeit in Untersuchungshaft.

An Stelle des zurückgetretenen Generalkassiers Plechavicius ist General Kubiliunas provisorisch mit der Leitung des Generalkassars betraut worden. Zum Oberkommandierenden der Kavallerietruppen wurde Oberst Jaskevicius, bisher Kommandeur des 1. Infanterieregiments, ernannt.

Poincaré erhielt wieder das Vertrauen.

Schluß der Elsch-Debatte.

Nach einer Heide Perriots am Donnerstag, die in der Presse den Streit um die Elschfrage mit neuer Heftigkeit entfacht hat, brachte der Freitag in der Elschdebatte nur noch ein Nachgespräch in der Diskussion über die Formel der Entschleunigung. Das ganze Interesse konzentrierte sich auf die Verhandlungen hinter den Kulissen der Parteien um diese Erklärung, mit der die Debatte am Abend abgeschlossen werden sollte. Die ablehnende Haltung der Sozialisten, die eine eigene Resolution einbrachten, war von vornherein klar. Morgens beschloffen auch die Radikalen eine solche einzubringen. Diese enthält neben dem Ausdruck der Hoffnung auf eine endgültige Beilegung der Mißverständnisse die wiederholte Forderung auf Einführung der Laiengesetzgebung im Elsch.

In der von den Regierungsparteien eingebrachten Entschleunigung werden Elsch-Verordnungen entsprechend dem Wunsch des Ministerpräsidenten „das Vertrauen und die Sympathie der Kammer“ zum Ausdruck gebracht.

Mit 330 gegen 236 Stimmen hat die Kammer die von den Sozialisten zum Abschluß der Aussprache über die Verhältnisse im Elsch eingebrachte Tagesordnung verworfen, nachdem Poincaré die Vertrauensfrage gestellt hatte. Poincaré nahm die Tagesordnung Thomson an, lehnte jedoch den Zusatz ab, in dem die Kammer die den drei Provinzen gemachten Versprechen feierlich erneuert, weil dies eine Wiederholung dessen sei, was er im Jahre 1926 in seiner Regierungserklärung gesagt habe. Mit 465 gegen 10 Stimmen wurde dann, nachdem Poincaré die Vertrauensfrage gestellt hatte, die Tagesordnung Thomson ohne den Zusatz angenommen.

Der Papst hat sich mit Mussolini geeinigt. Aus Rom wird gemeldet, daß die Unterzeichnung des Abkommens zwischen der Kirche und dem Staat am Montag erfolgen soll. Dem weltlichen Akt soll am Dienstag anlässlich der Krönungsfeier des Papstes eine kirchliche Zeremonie folgen.

Das Mystrium der Schauspielkunst.

Von Max Reinhardt.

Dem Schauspieler und keinem anderen gehört das Theater. Wenn ich das sage, so meine ich nicht etwa die professionellen Schauspieler allein, sondern auch den Schauspieler als Dichter: alle großen Dramatiker waren und sind geborene Schauspieler. Ebenso denke ich an den Schauspieler als Regisseur, als Musiker, als Architekt, als Maler, und gewiß nicht zuletzt an den Schauspieler als Zuschauer. Denn die schauspielerische Begabung des Zuschauers ist beinahe ebenso entscheidend wie die des Schauspielers.

Der Zuschauer muß mitspielen, wenn wirkliches Theater entstehen soll. Er trägt die Möglichkeiten zu allen Leidenschaften, Schicksalen und Lebensformen in sich. Nichts Menschliches ist uns fremd. Wäre das nicht so, wir könnten andere Menschen nicht verstehen, weder im Leben noch in der Kunst. Aber Vererbung, Erziehung, individuelle Ergebnisse befruchten und entwickeln nur wenige von den laufenden Reizen in uns, die anderen verkümmern und sterben ab. Das bürgerliche Leben ist eng begrenzt und arm an Gefühlsgehalten. Der normale Mensch empfindet gewöhnlich einmal die ganze Seligkeit der Liebe, er fühlt einmal gründlich, er begrüßt einmal tiefbegeistert ein geliebtes Wesen, und schließlich stirbt er einmal selbst. Das ist zu wenig für unsere Fähigkeiten zu lieben, zu hassen, zu jubeln, zu leiden. Wir haben das unerfüllte Bedürfnis nach Emotionen und ihrem Ausdruck. Unsere heutige Erziehung aber leitet uns an, zu verbergen, was in der Seele vorgeht, uns nichts anmerken zu lassen. So entstehen die tiefsten bekämpften Verdrängungen, die Zeitkrankheit der Hyphrie und jene leere Schauspielerei, von der das Leben voll ist.

Wir haben uns auf eine Reihe allgemeingültiger Ausdrucksformen geeinigt, die zur gesellschaftlichen Ausrichtung gehören. Sie ist so tief und eng, daß eine natürliche Regung kaum mehr Platz hat. Unsere Kleider werden in Massen für alle Maße billig fabriziert und ebenso haben wir ein Dutzend billiger Phrasen für alle Gelegenheiten, stereotype Mienen für jede Situation. Fragt uns ein Nebenmenschen: Wie fühlen Sie sich?, so sagen wir, mit genau festgestelltem Tonfall, den man in Noten lesen könnte, daß wir glücklich sind, ihn zu sehen. Bei Hochzeiten, Kindtaufen, Begräbnissen usw. spielt sich auf diese Weise ein ganzes geordnetes Theater von Grimassen und Redensarten ab. Die gesellschaftliche Komödie hat selbst den Schauspieler, den herausragenden Gefühlsmenschen, korrumpiert. Wie soll der tief im bürgerlichen Alltag wurzelnde Schauspieler aber den Zorn an einem wahnsinnigen König machen, dessen entfesselte

Leidenschaft wie Stürme über die Heide brausen? Wie soll er glauben machen, daß er aus Liebe sich umbringt, aus Eifersucht den andern tötet?

In früheren Zeiten, wo er noch aus der bürgerlichen Gesellschaft ausgeschlossen war, und als Zigeuner umherwanderte, entwickelten sich starke, fesselnde Persönlichkeiten. Ihre Leidenschaften waren stürmischer, ihre Entlassungen gewaltiger, ihre Dämonien mächtiger. Sie hatten keine anderen Interessen. Sie waren Schauspieler mit Leib und Seele. Heute ist der Leib billig, die Seele aber schwach. Gewiß alle diese Betrachtungen verfangen vor dem Wunder des Genies. Aber es gibt wenige Genies und viele Theater.

In der Kunst ist die Persönlichkeit das Entscheidende; sie ist der eigentliche Kern, nach dem wir in jedem Kunstwerk suchen. Man sollte an den Künstler nicht bürgerliche Maßstäbe anlegen. Denn was macht der Künstler aus? Daß er auf alles, was ihm begegnet, sofort fertig und tief reagiert, daß ihn kaum Sichtbares, kaum Hörbares nachhaltig bewegt, zum Handeln bringt. Es ist eine ungeheure Ungerechtigkeit, von diesen Gaben profitieren zu wollen, sie aber im Leben zu verdammen.

Im Kinde spiegelt sich das Wesen des Genies am reinsten wider. Das Spiel des Kindes ist ideales Theater und vorbildliche Schauspielkunst. Deshalb sind auch die Kinder auf dem Theater und im Film die besten Schauspieler. Am kindlichen Spiel sind die Gesetze des Theaters am grundlegendsten zu studieren. Es ist ein Märchen, daß der Schauspieler den Zuschauer verführen könnte. Gerade in höchster Erregung trägt das Bewußtsein, daß Tausende von Zuschauern auf ihn blicken, die letzten Türen zu seinem Innern auf. Auch das Kinderbewußtsein fordert den Zuschauer, der stumm und ergeben andächtig dasitzt.

In der frühesten Kindheit des Menschen ist die Schauspielkunst entstanden. Der Mensch, in ein kurzes Dasein gefaßt, in eine dichte gedrängte Fülle verschiedenartiger Menschen, die ihm so nahe und doch so unfaßbar fern sind, hat eine unumvermeidliche Lust, sich im Spiele seiner Phantasie von einer Welt in die andere, von einem Schicksal in das andere, von einem Affekt in den anderen zu stürzen. Es sind die ersten Fingerzeige über seine eng begrenzte materielle Existenz hinaus. Wenn wir nach dem Ebenbild Gottes erschaffen sind, dann haben wir auch etwas von dem göttlichen Schöpferdrang in uns. Deshalb erschaffen wir die ganze Welt noch einmal in der Kunst, und am ersten Schöpferdrang als Krone der Schöpfung erschaffen wir den Menschen nach unserem Ebenbild.

Die Kunst, und besonders das Theater, kann, von den guten Geistern verlassen, das traurigste Gewerbe, armeligste Prostitution sein. Aber die Leidenschaft, Theater zu

spielen, ist ein elementarer Trieb des Menschen. Es ist die seltsame Schöpferwirkung für das Theater, daß gewisse Menschen ihre Kindheit heimlich in die Tische gesteckt und sich heimlich mit davon gemacht haben, um bis ans Ende ihres Lebens zu spielen.

Aber auch die Befreiung von der konventionellen Schauspielerei des Lebens ist das Theater: Denn nicht Vertiefung ist die Aufgabe des Schauspielers, sondern Enthüllung. Nur der Schauspieler, der nicht lügen kann, der unverhüllt er selbst ist, sich am tiefsten aufleuchtet, verdient den Kranz. Höchstes Ziel ist die Wahrheit. Nicht die äußere Naturalität des Alltags, sondern die letzte Wahrheit der Seele.

Napoleon als Novellist. Kürzlich wurden, so liest man in der „Literarischen Welt“, in der Bibliothek eines polnischen Schlosses mehrere unveröffentlichte Manuskripte Napoleons gefunden. Diese Manuskripte, ungefähr fünfzehn, sind in einem reichgeschmückten Band zusammengebunden. Unter ihnen befindet sich eine nicht vollendete Novelle „Elision et Eugénie“, betitelt, die eine Art autobiographisches Fragment ist: sie behandelt die flüchtige Leidenschaft Napoleons für die Gattin Bernadottes. Unter anderem befinden sich bei diesen Manuskripten militärisch-geographische Aufzeichnungen aus dem italienischen Feldzug. Der polnische Professor Simon Wlaskazy wird diese Dokumente demnächst veröffentlichen und sie mit Anmerkungen in französischer und polnischer Sprache versehen.

Ein Rubens in Rom? Am 18. Februar d. J. findet in Rom die Versteigerung der Bildergalerie des polnischen Grafen Tyskiewicz statt. Die Auktion erregt besonderes Aufsehen, weil sich unter den zur Versteigerung gelangenden 21 Bildern eine „Kreuzigung“ befindet, die von Kunstgelehrten für ein Rubensoriginal erklärt worden ist. Verschiedene ausländische Kunsthändler werden zur Auktion erwartet.

Bevorstehender Besuch Paderewskis in Polen. Im Frühjahr tritt Janaz Paderewski eine Koncertreise durch Polen an. Der Besuch Paderewskis, des ehemaligen polnischen Ministerpräsidenten, gilt auch der Verwirklichung des von ihm angeregten Denkmalbaues für Wilson. Ferner will Paderewski die große Landeschan in Polen besuchen.

Eugen von Rastoff gestorben. Der Nestor der ungarischen Schriftsteller, Eugen von Rastoff, ist gestern mittags im 86. Lebensjahre gestorben. Rastoff ist besonders durch seine romantischen Romane und seine historischen Tragödien bekannt, von denen einige ins Deutsche übersetzt wurden. Er war der Gründer der Tageszeitung „Budapesti Hírlap“ und hat sich als Journalist lange betätigt.

Warum es wieder kälter wurde.

Vorerst keine Aussichten auf mildes Wetter. — Der Kaltlufteinbruch aus dem Osten.

Die vergangene Woche war im östlichen Mitteleuropa die kälteste seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts. Vielfach wurden selbst die außerordentlich niedrigen Temperaturen der ersten Februarwoche des Jahres 1917 noch unterschritten; das gilt für die ungewöhnlich kalte dritte Dezemberwoche des Jahres 1927. Nur im Rheingebiet, wo es zeitweilig tagsüber ziemlich mild war, hielt sich der Frost im allgemeinen in mäßigen Grenzen.

Die vor acht Tagen hier ausgesprochene Erwartung, daß sich die in Westeuropa eingetretene sehr milde Witterung allmählich weiter nach Osten ausbreiten und schließlich zu Tauwetter führen werde, erwies sich schon zu Beginn der Woche als Fehlprognose. Denn die Großwetterlage über Europa nahm plötzlich eine ganz andere Entwicklung, als es unter Verhältnissen, wie sie vor zehn Tagen herrschten, sonst vor sich zu gehen pflegt. Infolge der starken Abnahme des Luftdruckes auf dem Atlantischen Ozean westlich der Britischen Inseln wurde

die über Nordrußland lagernde Kaltluft von Westen her so stark angefaßt,

daß sich der Kern des Kältehochs schon in der Nacht zu Sonntag über dem östlichen Deutschland, über Österreich und der Tschechoslowakei verlagerte, statt, wie es sonst der Fall zu sein pflegt, in der Richtung nach Südosten abzuwandern und der ozeanischen Warmluft den Weg nach den zentralen Gebieten des Kontinents frei zu geben.

Trotzdem wäre es in der zweiten Wochenhälfte infolge Abbaues des Hochs, das durch Zusammenstößen der absteigenden Luftmassen schon Dienstag am Abend in der Ostsee entstanden war, zu Tauwetter mittelebens während der Tagesstunden gekommen, wenn nicht Sonntag ein neuer Kaltlufteinbruch aus den Gewässern bei Nowaja Semlja in der Richtung nach Lappland und Finnland

allen Aussichten auf Erwärmung für geraume Zeit ein Ende bereitet.

Hätte die tiefsttemperierte Eismeerluft sich durch Ausstrahlung über den finnischen und nordrussischen Schneefeldern schnell noch weiter ab, so daß die Temperaturen dort auf 45 bis 48 Grad unter Null sanken, Werte, die selbst für diese Gebiete ungewöhnlich sind und regelmäßig nur im Inneren Sibiriens vorkommen. Der neue Kaltluftblock breitete sich rasch über ganz Rußland, ebenso südwestwärts über Schweden, Polen und Deutschland aus und wuchs Donnerstag über Ostdeutschland zu einem Maximum von mehr als 780

Millimeter Höhe an. Gegenüber diesem eisigen, träge den bodennahen Schichten aufliegenden Wall erwies sich die ozeanische Warmluft wirkungslos; sie wurde, nachdem an der linken Rheinseite die Temperaturen schon bis zu 6 Grad Wärme gestiegen waren, wieder auf das Meer abgedrängt und floß längs des Golfstromes über das Nordmeer bis in die Gewässer von Spitzbergen, an dessen Westküste infolge dessen der Gefrierpunkt überschritten wurde und Regen fiel, während im deutschen Osten und den angrenzenden Gebieten 20 bis 30, in Polen sogar bis 35 Grad Kälte herrschten, auch am Rhein und im größten Teil von Frankreich wieder Frostwetter eintrat.

Damit sind die Aussichten auf ein baldiges Ende der großen Kälte wieder zunichte geworden. Auch die Verhältnisse auf dem Atlantischen Ozean, die in der Vorwoche eine Erwärmung des Kontinents günstig erschienen, bieten zur Zeit keine Aussicht auf einen Frostabbau, und der tiefe Winter, der Europa in Eis und Schnee gebannt hat, wird sein Regiment so bald noch nicht lockern. Die strenge Kälte wird vielmehr fortbauern und sich vermutlich auch wieder über die Alpen auf Italien ausbreiten, wo Donnerstag durch wärmere Mittelmeersluft Tauwetter mit Regen eingetreten ist.

Unser Wetterbericht.

Veröffentlichung des Observatoriums der Freien Stadt Danzig.

Allgemeine Uebersicht: In der allgemeinen Wetterlage ist wieder ein plötzlicher Umschwung eingetreten. Das gestern bereits über Nordrußland in Entwicklung begriffene Hoch hat sich unter zunehmender Verstärkung rasch nach Süden ausgebreitet und die flachen Depressionsgebiete des Ostseegbietes aufgelöst. Ein neuer und sehr kräftiger Vorstoß kalter Luft ergreift sich über die baltischen Länder südwestwärts und hat bereits mit seiner ersten Staffel die Westküstengebiet über Schweden erreicht. Deutlich der Wechsel gingen die Frühstemperturen überall wieder unter — 25 Grad zurück. Eine Weiterverstärkung des Hochs wird auch das Danziger Gebiet treffen. Königsberg hatte um 8 Uhr bereits wieder — 28 Grad, Wilna — 32 Grad, Warschau — 26 Grad. Die Kaltluftwelle wird auch Norddeutschland nochmals starken Frost bringen.

Vorherlage für morgen: Heller, schwache östliche Winde, sehr starker Frost von unter — 20 Grad.

Aussichten für Montag: Weiterhin ruhig und sehr kalt. Maximum des kältesten Tages — 1,7 Grad. — Minimum der letzten Nacht — 17,5 Grad.

Der enge Hafentunnel.

Kollision im Hafentunnel vor dem Seeamt.

Am 29. Januar 1919, gegen 2 Uhr nachmittags, stieß im Hafentunnel der aus Ostod kommende 555 To. große Dampfer „Niesbeth Zell“ mit dem 340 To. großen schwedischen Dampfer „Excellor“ zusammen. Beide Schiffe wurden bei der Kollision leicht beschädigt. Der „Excellor“ an der Brücke und der „Niesbeth Zell“ am Bug.

Gestern fand nun die Seeamtverhandlung statt. Wie so oft, mußte auch hier wieder festgestellt werden, daß

das enge Fahrwasser des Hafentunnels eine große Gefahr für die Schifffahrt

bedeute. Die Schiffsführung des Dampfers „Niesbeth Zell“ — die durch den Kapitän, den ersten Offizier, den Maschinenführer und den Ruderführer vertreten war, konnten übereinstimmend anerkennen, daß allergrößte Vorsicht angewandt wurde, und doch fuhr der Dampfer auf den

Am fraglichen Tage herrschte im Hafentunnel außerst harter Schiffsverkehr. In beiden Seiten des Ufers lagen mehrere größere Dampfer, oft zu zweien nebeneinander, oder mit Leichter an der Seite. Dadurch war das Fahrwasser an und für sich schon sehr beengt, zumal auch noch festes Eis ein dichteres Festmachen der Schiffe am Ufer nicht ließ. In den ersten Nachmittagsstunden standen dann vier Dampfer in der Linie in See. Vorne der große und schwer bewegliche italienische Dampfer „Patria“, dann die „Poland“, der „Konst Polpe“, und in etwa 150 Meter Abstand dahinter der „Excellor“. Die „Niesbeth Zell“ hatte im Munitionshafen Schrott geladelt und wollte nach der Schiffsanwerferei verfahren. Das geschah zur selben Zeit, als die vier Dampfer in See standen. Zwei Dampfer hatte die „Niesbeth Zell“ bereits passieren lassen, beim dritten, es war der „Konst Polpe“, stellten sich bereits Schwierigkeiten ein. Der „Konst Polpe“ mußte in die Mitte des Fahrwasser fahren, da an der Westküste die Schiffe lagen und der dortige starke Bogen des Fahrwasserseins sein Herübergehen nach Steuerbord gestattete.

Für die „Niesbeth Zell“ blieb aber nicht mehr viel Platz übrig. Um überhaupt vorbei zu kommen, mußte sie ganz rechts rüber gehen, geriet dabei aber wieder an einen neben dem Dampfer „Excellor“ liegenden Leichter, den die „Niesbeth Zell“ leicht berührte. Diese an sich harmlose Kollision hatte aber infolge der weiteren, als die „Niesbeth Zell“ dadurch mit dem Bug nach links abkam und schräg im Fahrwasser zu liegen kam. Inzwischen war aber der „Excellor“ herangefahren, der nun vor dem Bug der „Niesbeth Zell“ stand. Trotzdem beide Schiffe mit Vollkraft rückwärts gingen, erfolgte der Zusammenstoß, da infolge der kurzen Entfernungen an ein Stoppen nicht mehr zu denken war.

Sämtliche Auslagen der außerst zahlreich herangezogenen Zeugen bewegten sich im gleichen Sinne.

Der Staatskommissar beim Seeamt, Korvettenkapitän Grawow, konnte feststellen, daß es wieder der leidige enge Hafentunnel sei, der einen Zusammenstoß heraufbeschworen habe. Der Hafentunnel ist eben für Ausweichmanöver ungenügend. Die 300 Meter, die der Kanal breit ist, sind in Wirklichkeit nicht viel, zumal an den Seiten meistens noch Schiffe verankert sind. Auch macht sich das Fehlen einer Polizeivorsicht bemerkbar, die eine Festlegung der Distanz vorseht, in der sich die Schiffe hintereinander zu folgen haben. Die Schuld an dem Unfall ist keiner Schiffsführung zuzuschreiben. Im Gegenteil,

die Manöver der Schiffsführungen waren in allen Fällen durchaus richtig.

Nur dieser Unmerklichkeit ist es zu verdanken, daß der Unfall noch so glimpflich abließ. Das ungünstige Zusammenreffen der vielen Dampfer und das spengige Fahrwasser haben die „Niesbeth Zell“ an den Leichter gedrückt und von hier wieder gegen den „Excellor“. Die an sich schwierige Situation wurde noch durch die ungünstigen Eisverhältnisse erschwert. Es dürfte sich aber empfehlen, daß die Dampfer in etwas größerem Abstand hintereinander fahren.

Das Seeamt stellt sich auf denselben Standpunkt. Besonders hervorzuheben wurde, daß die Schiffsführungen richtig manövriert hätten, insbesondere die der „Niesbeth Zell“. Das Seeamt fällt folgenden Spruch:

„Der Zusammenstoß des deutschen Dampfers „Niesbeth Zell“ mit dem schwedischen Dampfer „Excellor“ am 29. Januar im Hafentunnel vor dem Seeamt ist als Folge von besonders widrigen Umständen anzusehen. Keine der beiden Schiffsführungen ist für den Unfall verantwortlich zu machen.“

Spiel mit den Erwerbslosen.

Die Taschen an!

Der lange harte Winter erhöht die Zahl der Arbeitslosen und macht auch die Not der aus dem Arbeitsprozeß ausgeschalteten Arbeiter und Angestellten noch größer. Niemand kann bestreiten, daß die Lage der Arbeitslosen sehr traurig ist. Deshalb hat auch die Regierung im Einverständnis mit dem Volkstag 200 000 Gulden zur Verringerung der Erwerbslosennot zur Verfügung gestellt. Wegen der Stimmen der Kommunisten wurde diese Hilfsaktion beschlossen, die zwar nicht alle Not beseitigen, aber doch lindern kann. In dem kommunistischen Blättchen phantasiert man von einer Verhöhnung der Erwerbslosen durch diesen Beschluß, in einem kommunistischen Aufruf an ihre Arbeitslosen heißt es jedoch, daß diese Hilfsaktion durch Kommunisten erzwungen worden sei. Dieses merkwürdige Doppelspiel ist nur, dadurch zu erklären, daß die Kommunisten sicher sind, ihr Blättchen werde von den Arbeitslosen doch nicht gelesen.

Jetzt versuchen die Kommunisten, auf anderem Wege auf die Erwerbslosen Einfluß zu gewinnen. Sie haben wieder Erwerbslosenvereine wählen lassen, die selbstverständlich nicht im Interesse der Arbeitslosen tätig sein sollen, sondern im Dienste der kommunistischen Partei. Man schaut sich auch nicht, von den Erwerbslosen, die doch jeden Penny bitter notwendig gebrauchen, nach.

Spenden auf Sammelkassen zu fordern.

Eine Kontrolle über die Verwendung dieser Gelder besteht natürlich nicht. Das haben die Erfahrungen früherer Jahre nur allzu deutlich bewiesen. Solche kommunistischen Erwerbslosenvereine bestanden schon einmal, wurden dann aber auf Betreiben der kommunistischen Parteileitung aufgelöst, weil die Arbeitslosenräte den Kommunisten über den Kopf wuchsen. Frühere Mitglieder der Erwerbslosenvereine haben das in einer Erwerbslosenversammlung ohne Widerspruch öffentlich festgestellt. Dabei fielen bittere Worte über den kommunistischen Verrat an den Erwerbslosen. Daher ist auch zu verstehen, weshalb sich die Vorkämpfer in den früheren Erwerbslosen-Versammlungen jetzt im Hintergrunde halten, obwohl sie wieder arbeitslos sind. Sie haben das revolutionäre Spiel der Kommunisten mit den Erwerbslosen durchschaut und erkennen müssen, daß es den Kommunisten nicht darum geht, den Erwerbslosen zu helfen, sondern Parteigefährten zu betreiben. Die Erfahrungen dieser Leute sollten den übrigen Erwerbslosen eine Mahnung sein, sich von den Kommunisten nicht mißbrauchen zu lassen. Das Geld, was den kommunistischen Erwerbslosenvereinen zur Verfügung gestellt wird, ist nutzlos fortzuentwerfen, denn einen Einfluß auf die Gestaltung der Erwerbslosgesetzgebung haben diese Leute auf keinen Fall. Also Taschen zu und Augen auf! Laßt euch nicht von dunklen Erklärungen täuschen. Die Interessen der Erwerbslosen werden durch den Arbeitslosenvereinsführer der Gewerkschaften, der seine Tätigkeit in der Arbeiterkammer ausübt, voll und ganz vertreten. Von den Arbeitslosen glaubt, daß ihm Unrecht geschehen ist, wende sich an diesen gewerkschaftlichen Erwerbslosenvereinsführer.

Mit den Kohlen wird Bucher getrieben.

Die Großhändler halten die Brennstoffe zurück. — Die Preise sind viel zu hoch.

Die Danziger Kohlenhändler verkaufen es natürlich nicht, den von den polnischen Bergarbeitern auf den kommenden Montag angekündigten Streik, der jedoch aller Wahrscheinlichkeit nach nicht ausbrechen wird, möglichst auszunutzen. Sie haben bereits den Preis um über 50 Prozent erhöht.

Nach den bis heute in den polnischen Kohlengruben für Inlandskohle geltenden Preisen auslänglicher Frucht, Gekochter, ungerösteter, Steuere, gesetzlich zulässiger Gewinn usw. kalkuliert sich — wie man uns aus Danzig berichtet — der Kleinverkaufspreis in Danzig auf 1,80 Gulden pro Zentner franto Kessel. Wenn aber häufig mehr, und zwar bis 2 Gulden pro Zentner genommen wird, so ist dies in keiner Weise berechtigt. Jetzt aber werden bereits 2,70 Gulden und noch mehr pro Zentner verlangt. Warum? — Diese Frage würde keiner der Kohlenhändler — denn nur sie und nicht die Kleinhändler — schrauben die Preise hoch — beantworten wollen.

Die Preissteigerung wird häufig durch Kohlenmangel und gesteigerte Nachfrage infolge des schweren Winters begründet. Aber abgesehen davon, daß es in Danzig, vorläufig wenigstens, keinen Kohlenmangel gibt — daran ändert auch nichts die Tatsache, daß die kleineren Kohlenhändler nur in sehr beschränktem Maße Kohlen auf Lager haben — abgesehen davon berechtigt noch nicht ein Kohlenmangel, Bucherpreise für einen notwendigen Artikel des täglichen Bedarfs zu verlangen.

Wie uns aus vorerwähnten Kreisen mitgeteilt wird, reicht der Danziger Kohlenvorrat, selbst bei anhaltender strenger Kälte, mindestens noch für einen Monat. In keiner Weise also sind irgendwelche Hinweise der Großhändler auf Mangel an Kohlen begründet. Auch die Bucherpreise entbehren jeder realen Grundlage. Die Großhändler zahlen für die Kohlen nicht mehr als früher, ebenso sind die Transportkosten nicht erhöht worden. Gegen die Preissteigerung der Großhändler muß also sofort und energisch eingeschritten werden.

Nach den letzten Nachrichten aus Oberschlesien ist mit einem Ausbrechen des Streiks kaum zu rechnen. Die Verhandlungen zwischen den beiden Parteien, die unter Leitung des schlesischen Arbeiterrates stattfinden, nehmen einen günstigen Verlauf. Um so mehr ergibt sich für die Danziger Kohlenhändler die Notwendigkeit, ihre Kohlenvorräte nicht mehr länger zurückzuhalten, sondern sie zu angemessenen Preisen zu verkaufen.

Es hat geholfen.

Neuer Senatsbeschluss zum Kampf um die vierjährige Grundschule. — Es fehlte aber noch der Mut.

Der Kampf um das vierte Grundschuljahr ist in ein neues Stadium getreten. Durch unserer kürzlich erfolgten Vorstoß, der den Zweck hatte, den Senat zu veranlassen, für einen obligatorischen vierjährigen Grundschulbesuch ohne Ausnahme Sorge zu tragen, hat einigen Erfolg geseht.

Im Anschluß an die unter dem 11. Januar 1920 erlassenen Bestimmungen über die Aufnahme in die unterste Klasse einer mittleren oder höheren Schule hat der Senat, Abteilung für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung, zwei weitere für die Allgemeinheit wichtige Verfügungen erlassen.

Die erste bezieht sich auf Kinder, die auf Grund eines amtlichen Zeugnisses vom Besuch der öffentlichen Grundschule befreit sind. Für solche Kinder dauert die Grundschulpflicht fortan ebenfalls vier Jahre, wie in der öffentlichen Grundschule; sie dürfen daher auch erst frühestens nach vierjähriger Vorbereitung zur Aufnahmeprüfung für eine mittlere oder höhere Schule zugelassen werden.

Die zweite Verfügung regelt die Bestimmungen neu, nach denen hervorragend begabten Schülern und Schülerinnen der öffentlichen Volksschulen das Ueberspringen einer Grundschulklasse ermöglicht werden kann. Den Grundschulen wird zur Pflicht gemacht, eine gewissenhafte Auslese solcher Kinder zu treffen, die außerdem noch der Genehmigung durch den zuständigen Schulausschuss bedürftig sind. Auf Antrag der Eltern, der am Ende des zweiten Schuljahres Anfang Februar zu stellen ist, werden diese Kinder in der dritten Klasse durch Zusatzstunden so gefördert, daß sie das Grundschuljahr schon nach Ablauf des dritten Schuljahres erreichen können. In diesem Förderunterricht kann mit Genehmigung des zuständigen Schulausschusses auch ein besonders begabtes, neu in die Grundschule überretendes Kind zugelassen werden, das auf Grund eines amtlichen Zeugnisses vorübergehend vom Grundschulbesuch befreit war, wenn durch ein neues amtliches Zeugnis bestätigt wird, daß sich seine Gesundheit hinreichend gekräftigt hat.

Dieser neue Erlass befriedigt nur einen kleinen Teil der Wünsche derer, die für eine gesunde Entwicklung des Schulfachens kämpfen. Lediglich die Bestimmung, daß künftighin Schüler, die durch ärztliches Attest vom Grundschulbesuch befreit sind, nicht vor vier Jahren in eine höhere oder mittlere Schule aufgenommen werden dürfen, vorerst. Immerhin ist von diesen „Ausnahmen“, die auf Wunsch der Eltern nicht mit dem „Fächer“ zusammenkommen sollen, wieder ein Hintertürchen durch die Bestimmung geöffnet, daß unter gewissen Voraussetzungen bei Neueintritt in die Grundschule das Ueberspringen eines Grundschuljahres möglich ist.

Man hat sich aber nicht dazu bequemen können, das Fördersystem, das den Kindern selbst am meisten schadet, zu befestigen. Hier versucht man lediglich die Bestimmungen zu verschärfen.

Rundschau auf dem Wochenmarkt.

Die große anhaltende Kälte macht den proletarischen Hausfrauen das Leben noch schwerer, als es ohnehin schon ist, zumal auch die Lebensmittelpreise steigen. Die Mandeln Eier kostet 3 Gulden und mehr. Ein Pfund Landbutter 1,80 Gulden, Tafelbutter 2,40 Gulden. Ganten pro Pfund 1,50 Gulden, Puten 1,20 Gulden. Eine Henne soll 4,50—6 Gulden bringen. Weizkohl, glasklar, aussehend, preist das Pfund 10 Pf., Rotkohl 20 Pf., Mohrrüben 10 Pf., Wursten 10 Pf., Zwiebeln 20 Pf. Für ein Pfund Rosenkohl werden 60 Pf. gefordert. Für ein Pfund Schwarzwurzeln 70 Pf. Das Suppenbündchen kostet 20 Pf.

Die Blumenhändler bieten wieder Tannen und Tannenzweige, Papierblumen und Zweige mit Kätzchen an. Ein Straußchen kostet 50 Pf.

Die Fleischpreise sind unverändert. Rindfleisch 1—1,40 Gulden das Pfund, Schweinefleisch 90 Pf. bis 1,20 Gulden, Hammelfleisch pro Pfund 1—1,20 Gulden. Im Keller der Halle kauft man alle Fleischsorten zu ermäßigten Preisen.

Auf dem Fischmarkt sind nur die eingeschilderten Fische zu haben, das Pfund zu 40 Pf. Einige Widderchen hängen an den Stepen. Das Paar kostet 2 Gulden. Ein Gericht dünner Nale ist zu haben, das Pfund zu 2 Gulden. Dechne das Pfund zu 1,50 Gulden. Der Salzhering fehlt nie und findet die meisten Abnehmer. Traute.

Direktor Weintrank jugoslawischer Konsul. Wie wir hören, ist der Direktor der Dresdener Bank in Danzig, Alfred Weintrank, zum Konsul für das Königreich der Serben, Kroaten und Slawen in Danzig ernannt worden.

Wo der Wahnsinn tobte.

Noch immer Bilder der Kriegsgreuel. — „Hier liegen 4500 unbekannte Deutsche“.

In den Dünen zwischen Blankenberghe und Oende stehen heute noch die Ruinen der Artilleriestellungen, die sich im Weltkriege gegen die feindlichen Schiffe richteten. Wenig abseits von der neuen Abfallautofahrt, auf der die elegantesten Wagen des Kontinents nach den riesigen Golfplätzen und nach dem feudalen Vadeleben hinraufen, ist man noch immer beim Anrücken der Kriegsgreuel. In beiden Zeiten des Weges liegen aufgeschüttelte Stapel von Stacheldraht und nicht explodierten Geschossen, die man auseinandergerissen hat wie Weinsflaschen im Keller. Man findet auch im Sande zwischen Strandhafer und Ginstern noch Feldflaschen, alte Stiefel, Handgranaten und Splinter, die vielleicht schon ein blühendes Menschenleben hingerafft haben.

Auf der großen Düne an der Yser, der letzten, die die Deutschen eroberten, steht einsam das Grabmal eines blutigen belgischen Leutnants, der hier den Ansturm der Deutschen entscheidend zurückwarf und dabei den Tod fand. Heute liegen auf dem Grabhügel die Knochen eines Soldaten und seine komplette Ausrüstung.

Söhnisch grinsen eine Gasmaske

und die anderen Mordwerkzeuge der modernen Kriegstechnik. Das Ganze liegt halb in Zersäufnis, und auch der letzte Gruß seiner Freunde scheint schon lange zu modern. Kein Wunder, zehn Jahre ruht jetzt wieder die Menschheit, und die Zeit läßt alles vergessen, sowohl das Gute wie das Böse. Langsam gehen wir zurück ans Meer, das leise aus Yser schlägt. Ein Zeichen des Friedens in der untergehenden Sonne. Und doch kann es auch wüten und toben, wenn der Sturm brüllt und der Regen herniederpeitscht und die rasende Sturmflut das mühsame Werk der Menschen vernichtet. In ein paar Minuten sind wir wieder am Vadestrand, wo neues Leben pulsiert, härter und lebendiger denn je. Werden diese Menschen ihren so mühsam gepflegten und frisch und gesund trainierten Körper noch einmal für ein unsinniges Völkermorden hergeben?

In Ypern ist Hochkonjunktur in Kriegsandenken, Beschäftigungen der ehemaligen Front und der künstlich erhaltenen Stellungen, die von Kriegsinvaliden gezeigt werden. So zwingt man diese Menschen, die glauben, ihren Körper fürs Vaterland zu opfern, nach heute dauernd an das Feld des Grauens und an den Ort, wo sie vor wenigen Jahren im Dred lagen und nach Hilfe schrien. Jetzt aber kommen Amerikaner und europäische Bummler, gut angezogen und vor Gesundheit strotzend, und beschauen die renovierten Reste jener Zeit, in der die meisten von ihnen es wohl vorzogen, daheim zu sitzen.

Als demonstribales Denkmal aber hat man

die Kathedrale in Ypern zertrüffelt stehen lassen.

während die übrige Stadt vollkommen aufgebaut ist. In der Festungsmauer ist ein riesiges Siegesdenkmal für die gefallenen Krieger errichtet, die während der ganzen Dauer des Krieges die Stadt verteidigten. Die englischen Friedhöfe sind sauber und in Ordnung, wohl, um den zahlreichen Durchreisenden beiderlei Geschlechts aus der machtvollen Insel zu gefallen und außerdem den Belgiern zu imponieren. Alle Augenblicke steht ein Schild an der Landstraße: „So the english cemetery“ (nach dem englischen Friedhof), und der der Truppen. Wo auch immer das Auge über das sonst wieder durchaus friedlich anmutende Land schaut, stößt es auf eins der riesigen Steinkreuze mit dem bronzenen Schwerte. Rund um Ypern werden diese Massengräber immer zahlreicher. Am unordentlichsten sind die deutschen Friedhöfe mit kleinen, morschen Holzkreuzen und wenig oder gar keinen Blumen. Auf den niedrigen Hüben am Stenmel und gegen Willebeke zu ist es am schlimmsten. Hier kostete jeder Hügel tausende kostbarer Menschenleben. Ein scheinbar friedlicher See ist in Wahrheit der Trichter einer riesigen Sprengung, mit der die Franzosen einen Teil der deutschen Stellung in die Luft fliegen ließen. Heute aber steht alles so friedlich aus. In strahlendem Sonnenschein leuchten die Felder und die neuen, roten Ziegeldächer. Das Land macht fast den Eindruck eines frischen Kolonialgebietes mit seinen neuen Straßen, an denen erst kleine Häuschen stehen, und seinem niedrigen Buschwerk, wo einst Wälder waren. Auch die Menschen sind hier wieder zufrieden geworden. Ihr zerstörtes Gut wurde ihnen ersetzt, und der flandrische Bauer spricht mit uns in seinem plattdeutschen Dialekt nicht Worte des Hasses, sondern: „Nie wieder Krieg.“ Er muß ihn ja kennen, denn er hat ihn wirklich erlebt.

Ganz anders ist das Bild an der ehemaligen französischen Front. In den Städten sind noch große Teile zerstört, und auch im flachen Land erinnern uns manche bröckelnden Mauer- und Häuserreste an

die Jahre des Schreckens.

Ebenso liegen noch große Bodensflächen brach, wo nur Gestrüpp und Unkraut wächst und riesige Sprengtrichter das Ganze zu einer Wüste machen. Diese Tatsache ist nur vom kapitalistischen Standpunkt aus zu erklären. Frankreich ist ein menschenarmes Land, und die Aufräumungsarbeiten sind gegenüber dem Ertrage viel zu hoch. Außerdem gehen die Reparationsgelder durch privatkapitalistische Hände, die sie natürlich nur zu hohen Zinssätzen weitergeben. Deshalb ist nicht die Nachlässigkeit oder gar die Bosheit der Franzosen an diesen Zuständen schuld, sondern einzig und allein unsere heutige Gesellschaftsordnung.

Am meisten zertrüffelt ist noch Soissons. Hier ist wohl kaum die Hälfte der Stadt wieder aufgebaut, und es ist kennzeichnend, daß inmitten verfallener Häuser ein großes Kriegerdenkmal gebaut wird. Also Geld für neue Verheerung ist da, aber nicht für Wohnungen, so daß viele Arbeiter in allen Holzbaracken außerhalb der Stadt in unbeschreiblicher Dürftigkeit leben müssen. Selbstverständlich sind auch die Arbeiter und Bauern in Frankreich friedensfreundlich, aber die hohe Finanzaristokratie ist härter.

Am schlimmsten steht es noch rund um Verdun aus. Auf der Strecke von Reims nach Verdun ist ringsum Einöde. Schützengräben und Stollen sind noch erhalten. Kein Baum spendet Schatten in einer Hitze, die alles ausdörren läßt. Kein Mensch läßt sich hier blicken, wo

nach wahrhafte Kriegsgreuel zu sehen

sind. Ein und wieder bezeichnet ein Schild den Ort, wo früher mal ein Dorf stand. Von dem größten Denkmal, das die Franzosen ihren gefallenen Soldaten auf Fort Donauumont gesetzt haben, und von der dortigen Schreckensflammer, wo die Knochen von Zehntausenden sorgsam sortiert aufbewahrt werden, will ich nicht mehr erzählen. Schauerhaft aber bräut sich das Bild der entsetzlich langen Grabsreihen ein, wo Mann an Mann in aller Eile vergraben worden sind und ein simples Holzkreuz meldet: 4500 unbekannte Deutsche!

R. M ö l l e r, Frankfurt a. M.

Sein eigener Großvater.

Berwickste Familienverhältnisse.

In der holländischen Stadt Zwolle heiratete kürzlich ein 66jähriger Händler van Niften ein achtzehnjähriges Mädchen, dessen Mutter 42 Jahre alt ist. Niffens Sohn aus erster

Ehe, ein vierzähnjähriger Mann, verliebte sich in die Mutter seiner Stiefmutter und trat mit ihr an den Altar. Er ist dadurch der Wette der Schwiegermutter seines Vaters, kürzer ausgedrückt, der Schwiegermutter seines Vaters, und, noch kürzer gesagt, sein eigener Großvater geworden.

Was ist mit Delattre?

Die geheimnisvolle Ermordung eines Belgiers in einem Park von Paris.

Paris ist in Erregung über eine Mordtat von der Art, wie sie im allgemeinen nur in Hintergründchenromanen begangen werden. Man hat nämlich die Leiche eines Belgiers, namens Delattre, aufgefunden und es erwies sich ohne weiteres, daß der Mann ermordet und beraubt worden war. Die Spur, die die Polizei aufnahm, führte aber ge-



Sibirische Kältemesse im Anrollen.

Aus dem Osten wird das Heranrollen einer neuen Kältemesse signalisiert. In Nischni-Novgorod wurden bereits 27 Grad unter Null notiert, Moskau hat es sogar auf 47 Grad gebracht. Die Dnieprflüsse sind völlig zugefroren. Wir zeigen im Bild einen Durchblick durch die Eisebrücke des Dnieprbades Hertingsdorf.

Die Delfelder liegen still.

Schneestürme und Kälte in Amerika.

Auch Kansas und Oklahoma wurden durch Schneestürme heimgesucht. In diesem letzten Staat war der gestrige Sturm der schwerste, der seit langen Jahren verzeichnet worden ist. Der Betrieb auf den Delfeldern mußte vielfach infolge des hohen Schnees und der ungewöhnlichen Kälte eingestellt werden.

Einschränkung des Schiffsverkehrs im Kaiser-Wilhelm-Kanal.

Die Betriebsdirektion des Reichskanalamtes teilt mit: Der Kaiser-Wilhelm-Kanal ist für Dampfer unter 1800 Bruttoregistertonnen und für alle Ballastdampfer wegen Eis geschlossen.

Schwierige Eisverhältnisse auf dem Bodensee.

Die Meldung eines Berliner Blattes aus Stuttgart, daß der Bodensee vollkommen zugefroren ist, entspricht nicht völlig den Tatsachen. Zugefroren ist lediglich, wie auch in früheren Jahren, der sogenannte Gnadensee zwischen Radolfzell und Konstanz, der größtenteils sehr leicht ist. Auch der Untersee zwischen der sogenannten Reichenau und dem Schweizer Ufer trägt eine ziemlich starke Eisschicht, so daß man zu Fuß von der Reichenau nach der Schweiz hinübergehen kann. Von einem Zerstören des eigentlichen Bodensees, dem sogenannten Obersee, und dem Ueberlinger See ist gar keine Rede. Dort wickelt sich der Schiffsverkehr nach wie vor normal ab. Lediglich die Durchführung der Landungsmanöver ist für die Dampfer schwieriger als sonst, weil der Bodensee, wie immer im Winter, einen wesentlich niedrigeren Wasserstand hat und sich daher am Ufer leichte Eisschicht bildet.

Neue Schulanlagen für Westerland.

Nach erfolgter Prüfung der großen Novembersturmflutkatastrophen auf der Insel Westerland durch den Reichsausschuß für Landwirtschaftsministerien ist die Notwendigkeit neuer umfassender Schulanlagen grundsätzlich anerkannt worden. Es wurde das Projekt eines neuen 13 Kilometer langen Deichkanals geprüft und seine Wirtschaftlichkeit und Zweckmäßigkeit gleichfalls anerkannt.

Grippe verursacht Massensterben.

Zahlreiche Erkrankungen in Wien und Prag.

Die Spitäler in Wien sind seit den letzten Tagen mit Grippekranken überfüllt, jedoch zahlreiche Schwerkranke nicht mehr aufgenommen werden konnten. Verschiedene von ihnen verstarben auf Polizeistationen. Die Seuche tritt in vielen Fällen mit Augenentzündung auf. Infolge der bitteren Kälte droht der Stadt ein großer Wassermangel.

Der Wiener Magistrat hat gestern zur Verhinderung dringender Wassernot eine Rundmachung erlassen, wonach die Benutzung von Wabereinrichtungen jeder Art in den Wohnhäusern verboten ist. In den Gast- und Kaffeehäusern und ähnlichen Lokalen darf Wasser an Gäste nur auf besonderes Verlangen verabreicht werden. Das Füllen der Schwimmbecken in öffentlichen Badeanstalten ist an eine besondere Bewilligung des Magistrats gebunden. Die Rundmachung tritt morgen in Kraft. Falls diese Maßnahme nicht den gewünschten Erfolg hat, wird in den nächsten Tagen die Absperrung der Haushaltungen angeordnet werden müssen.

Auch in Prag macht sich ein verhängnisvolles Steigen der Todesfälle bemerkbar. Die Beerdigungsanstalten können die an sie gestellten Forderungen kaum erfüllen, die Leichenhallen der Friedhöfe sind so überfüllt, daß die Beerdigungen in vielen Fällen mit mehrtägiger Verspätung erfolgen müssen. Auch die Einäscherungen müssen von Tag zu Tag hinausgeschoben werden. Auf dem Prager Zentralfriedhof finden täglich über 30 Beerdigungen statt.

raden Weges zu dem Kriegsministerium. Es scheint, daß Delattre vorgeschlagen und das Anerbieten gemacht hatte, Entschädigungen über ein deutsches Verfahren zu bieten, mittels dessen Flugzeuge in voller Geschwindigkeit durch drahtlose Wellen aufgehalten werden. Die Polizei fand ferner in der Nähe der Leiche einen von Delattre aufgeschriebenen Brief, in dem er geschrieben hatte: „Ich sagte Ihnen, daß ich Ihnen meine Dokumente, wenn notwendig, ohne Verzögerung abgeben würde und, wenn mir irgendwas aufliegt, so werden Sie wissen, daß es Schneider war, der den Schling auslieferte.“

Der Ermordete war zum letzten Male gesehen worden, als er das Hotel in der Rue de Turenne, in dem er gewohnt hatte, verließ. Er hatte damals die Absicht ausgesprochen, auf dem Weg über Marseille nach dem fernen Osten zu reisen. Er bat auch den Hotel-Direktor, er möge die für ihn noch einkaufende Post an den belgischen Konsul in Marseille senden. Delattre schien in ständiger Angst vor der Vergeltung zu leben, die er für etwas, das er begangen hatte, erleiden sollte. Unter seinen Papieren fand sich ein Schriftstück, in dem erwähnt wird, daß kürzlich in Belgien eine Spionin ermordet worden sei, die sich im Dienste einer fremden Macht befand. Es ist schließlich herausgefunden worden, daß Delattre früher bei einer deutschen Schiffahrts-gesellschaft angestellt war.

Grauenvoller Tod durch elektrischen Strom.

Ein furchtbares Unglück in Duisburg.

Donnerstag nachmittag entstand in der Stromzuführung der Straßenbahn auf der Düsseldorf-Straße in Duisburg eine Störung. Man fand im Uniformerraum des Depots im Grunewald den Maschinisten Otto Gareis zwischen den Leitungsbahnen hängen. Er war beim Umschalten in den Stromkreis der Spießleitung geraten, die sofort den Strom von über 2000 Volt durch seinen Körper leitete. Gareis verbrannte förmlich von innen heraus, während der ganze Körper in eine Dampfvolle gehüllt war. Er mußte in seiner furchterlichen Lage ausharren, bis der Strom abgestellt war. Kurz nach seiner Entlieferung ins Krankenhaus verstarb er. Er hinterläßt Frau und zwei Kinder.

Im Uniformerraum an der Neumühlstraße in Tierstraße kam der 40jährige Elektromonteur Johann Siemens aus Hamborn der 5000-Volt-Leitung zu nahe. Er lebt zwar noch, doch wird man ihm wahrscheinlich beide Arme abnehmen müssen. Da Siemens verschiedentlich Selbstmordabsichten geäußert hatte, vermutet man, daß er absichtlich in die Stromleitung geirrt hat.

Der 20jährige Kranführer Stephan Witulinski ebenfalls aus Hamborn, sah, als er auf der August-Ellysen-Gasse die Kasse des Krans bediente, aus dem Seitenfenster des Führerortes. Dabei kam er mit der rechten Hand der 5000 Volt Drehstrom führenden Schleifleitung der Kasse zu nahe. Töblich getroffen fiel er in den Führerstand zurück. Sofort angestellte Wiederbelebungsversuche waren erfolglos.

Untergang eines amerikanischen Fischdampfers?

Mit 21 Mann.

Der amerikanische Fischdampfer „Weiner“, der am 9. Januar von New London (Connecticut) nach Fischkana ausgefahren war, ist seitdem verschollen. Es wird vermutet, daß er mit der Besatzung von 21 Mann untergegangen ist.

Reform des Ehegesetzes in Belgien. Im belgischen Senat wurde eine bedeutende Reform des Ehegesetzes beschlossen. Während bisher im belgischen Gesetz, sowie auch in anderen Ländern, z. B. im deutschen und österreichischen Allgemeinen Bürgerlichen Gesetzbuch die Zustimmung enthalten war, daß Ehebruch ein Ehehindernis für die Beteiligten bildet, soll jetzt den geschiedenen Ehegatten die Verheiratung mit dem „mitchuligen“ Teil drei Jahre nach der Scheidung gestattet sein.

Bei Grippegefahr nimm Togal
schützt gegen Erkältung, Heiserkeit, Kopfschmerzen u. Rheumatismus
Erhältlich in allen Apotheken

Wirtschaft-Handel-Schiffahrt

Alle Schiffe liegen fest...

Bericht über den Schiffsverkehr im hiesigen Hafen für die Zeit vom 1. bis 7. Februar 1929.

Die Eisverhältnisse in der Verichswoche haben einen Grad erreicht, der das Schiffsverkehr für den gesamten Schiffsverkehr in der Ostsee gefährlich macht. Der Zentralverein Deutscher Reederei hat gestern an alle Ostseereedereien, die ihm angehören, eine dringende Warnung gerichtet, um das

Auslaufen weiterer Schiffe zu verhindern.

Die deutsche Marineleitung kann trotz Einsatz eines zweiten Eisbrechers nicht mehr alle Aufträge, die ihr zugehen, befehligen und so sehen sich Schiffe, die trotzdem noch nach der westlichen Ostsee auslaufen, den größten Gefahren aus.

Eine Anzahl Schiffe, die nach Danzig unterwegs sind, werden im Eis und können den Bestimmungshafen nicht erreichen. So waren unter anderem auch die Danziger Dampfer „Peter von Danzig“ bei Gdansk und die „Edith Vosselmann“ auf der Elbe, auf günstigere Verhältnisse, die ihnen gestatten, weiter zu dampfen. Der Dampfer „Fafolt“, der am 2. d. M. Neufahrwasser mit dem Bestimmungshafen Genua verließ, ist nach vieler Mühe und Eisbrecherhilfe in Stettin für Nothafen eingelaufen, nachdem er mehrere Tage vor Kolberg im Eis festlag. Die Reederei Neff hat aus diesem Grunde ihren Dampfer „Erba“, der seit einigen Tagen festlag im Hafen liegt, das Auslaufen untersagt. Das gleiche Schicksal teilen eine Reihe anderer Dampfer, die nach Danzig oder nach anderen Häfen der westlichen Ostsee bestimmt sind. Unter diesen Verhältnissen ist der Schiffsverkehr im Hafen sehr zurückgegangen.

Während am 4. d. M. noch elf Schiffe von See einliefen, waren es am Tage darauf nur noch zwei Dampfer. Eingelassen sind in der Verichswoche 66 Dampfer. Mehr als die Hälfte, nämlich 37, waren leer. Elf brachten Güter aller Art, einer davon hatte Passagiere mit an Bord. 6 Dampfer kamen mit Kisten hier an. Davon kamen zwei Ladungen von Jachonsville und Neuhort. Vier größere Dampfer brachten Erzeugnisse von zusammen 13 300 Tonnen. Die Dampfer „Wojan“, „Göta“ und „Jumir“ löschten bzw. löschten im Frei- bezirk, der Dampfer „Granit“ am Reichshafen diese Ladungen. Zwei größere Schiffsadungen sind noch abgesetzt, ob sie jedoch herankommen, ist bei diesen Verhältnissen mehr als fraglich. Für die Maria kam der jugoslawische Dampfer „Danislaw“ mit einer Ladung Chilesalpetre von Antofagasta hier an. Zwei Schiffe brachten Heringe von Norwegen und England, ein Dampfer Steine von Karlskrona, Schweden. Ein Schiff lief des Eises wegen Danzig-Neufahrwasser als Nothafen an. Trotz Inkrafttretens des Helsingfors Abkommens haben auch drei Dampfschiffe den Hafen mit Ladung wieder aufgesucht.

Ausgelaufen sind

69 Schiffe. 37 hatten Kohlenladungen an Bord, 22 führten Güter, Holz und Getreide aus. Davon hatten reine Kohlenladungen 8 Dampfer, reine Getreideladungen 2 Schiffe an Bord. 1 Dampfer brachte leere Kisten nach Aarhus, ein anderes Fahrzeug ging mit Spirit in See. 8 Schiffe verließen leer den Hafen, davon ging 1 Dampfer nach Gdingen.

Von den 37 Kohlenladungen gingen 12 nach Schweden, 10 nach Danzig, 8 nach Frankreich, je 2 nach Italien, Norwegen und Lettland und eine Ladung nach Memel (Litauen). Die Verschiffungen leiden sehr unter dem Mangel genügender arbeitsfähiger Ladungen. Die Frost- und Schneeverhältnisse einerseits, und Wassermangel andererseits, verhindern ein rechtzeitiges Verladen der Ladungen. So warteten am 7. Februar im hiesigen Hafen 32 Dampfer auf Kohlenladungen, während 19 an dem Tage luden. Der allgemeine Kohlenmangel macht sich für die Schiffsahrt auch ganz besonders in Vinterkohl bemerkbar, die, wenn überhaupt erhältlich, im Preise stark angehoben haben.

Der Nationalität nach hielten sich bei den eingelaufenen Schiffen die deutsche und schwedische Flagge die Waage. Sie waren beide mit je 17 Einheiten vertreten. Außerdem kamen ein: 12 Dänen, je 3 Norweger und Polen, je 2 Engländer, Danziger, Finnen, Estländer, je 1 Holländer, Jugoslawe, Rumäne, Tscheche und Lette.

Ausgegangen sind 16 Deutsche, 15 Schweden, 15 Dänen, 6 Norweger, 5 Letten, 4 Danziger, 2 Engländer und 2 Tschechen, je 1 Grieche, Franzose, Pole und Finne.

Der Geschäftsbericht der Sparkasse der Stadt Danzig.

Es bleibt noch einiges zu sagen.

Die Sparkasse der Stadt Danzig, das größte und bedeutendste Finanzinstitut der Freien Stadt, das im Jahre 1928 auf ein 29jähriges Bestehen zurückblicken konnte, legt nun ihren Geschäftsbericht vor. Danach hat die Sparkasse einen Gewinn von 848,8 Tausend Gulden.

Urteilt man nach den nüchternen Zahlen, die in dem Bericht vorgelegt werden, so ist zunächst einmal eine stetige Besserung der Wirtschaftslage und dann eine weitgehende Kapitalneubildung festzustellen. Die Anzahl der Sparkonten hat sich um 1/4 gegenüber dem Jahre 1927, nämlich von 266 auf 359 Tausend, erhöht. In demselben Maße sind auch die Spareinlagen gestiegen (von 19,1 Millionen Gulden auf 26,9 Millionen Gulden). Ferner hat sich die Zahl der zum Protz gelangenen Wechsel verringert. Die Zahl der Wechsel ist größer geworden, dafür aber ist der Diskontwert wesentlich gesunken. Zweifelloso Symptome für die Stabilisierung der Wirtschaft.

Wenn demgegenüber die Sparkasse erklärt, daß die Wirtschaftslage nicht befriedigend ist und das Anwachsen der Spareinlagen nicht als eine Kapitalneubildung zu deuten ist, so scheint uns diese Wertung auf jene psychologischen Einflüsse zurückzuführen sein, die von privatrechtlicher Seite zur Verschleierung des tatsächlichen Ertrags der Wirtschaft in die Welt gesetzt worden sind. Wir vermessen auch in diesem Geschäftsbericht eine statische Auffassung darüber, welchen Kreisen und welchen Bevölkerungsschichten die Sparkasse angehört. Die Diskussion würde dadurch wesentlich erleichtert werden.

Der ständig zu verzeichnende Zuwachs der Spareinlagen gab die Möglichkeit, an Stelle alter Reichsmarkhypotheken neue Goldmarkhypotheken zur Verfügung zu stellen, wodurch die Anleiheverhältnisse fast reiblos mit 30 Gulden für je 100 Goldmark abgedeckt werden konnten. Hier liegt zweifellos eine Benachteiligung der Sparfahrgäste gegenüber den Hypothekengeldnehmern vor, die auch nicht durch den rechtlich festgesetzten Hinweis überdeckt werden kann.

Ansonsten zeigt der Geschäftsbericht die Tätigkeit der Sparkasse auf dem Gebiet des Wohnungsbaus, den sie zum größten Teil finanziert hat, und ihre Banktätigkeit.

Der wichtigste Kopf der Bankwelt ist dabei aus. In der Verwaltungsratsitzung der Berliner Handelsgesellschaft gab

Karl Hirschenberg, der Vater vieler ausgezeichneten Bankmänner, dem Wünsche Ausdruck, mit Ende des Jahres 1929 als aktiver Geschäftsinhaber auszuscheiden und erklärte zugleich seine Bereitschaft, alsdann den durch das Hinscheiden des Hirschenbergs Deutschen freigewordenen Posten im Verwaltungsrat der Bank zu übernehmen.

„Das Ausland hat volles Vertrauen“.

Was der Präsident der Bank Polstli sagt.

In der am Donnerstag in Warschau abgehaltenen Generalversammlung der Aktionäre der Bank Polstli erklärte der Präsident der Bank u. a., daß die polnische Währung von dem Defizit der Handelsbilanz fast nicht berührt worden sei. Der Goldvorrat der Bank hätte sich nur wenig verringert. Das Ausland schenke der polnischen Währung volles Vertrauen, dagegen sei im Lande selbst kein so großes Vertrauen zur eigenen Währung zu bemerken. Eine Herabsetzung des Diskontsatzes sei im gegenwärtigen Moment nicht angebracht. Die Bilanz und die vom Vorstände vorgeschlagene Dividende in Höhe von 16 Prozent wurde von der Versammlung genehmigt.

Die Kohlen fehlen.

25 Schiffe warten in Gdingen auf Ladung.

Trotz harter Kälte ist der Hafen von Gdingen vom Eis nicht befreit worden. Dagegen aber fehlt es bereits seit einigen Tagen an Ausfuhrkohle, so daß gegenwärtig 25 Schiffe vergebens auf ihren Kohlenumschlag warten.

Danziger Schiffsliste.

Im Danziger Hafen werden erwartet:

- D. Frej, 8. 2. 13 Uhr ab Kopenhagen, Behne u. Sica.
- D. Kampo, 6. 2. ab Kopenhagen, Artus.
- D. Riels, 6. 2. ab Kopenhagen, Reinhold.

Der Präsident der Berliner Handwerkskammer, Karl Duvert, ist gestern früh nach längerem Leiden verschieden. Duvert war ferner Mitglied des Reichswirtschaftsrats und des Vorstandes des Deutschen Handwerks- und Gewerbevereins und des Reichsverbandes des Deutschen Handwerks.

Die Sanierung des Stettiner Stowerwerkes (Auto, Nähmaschinen, Fahrräder usw.) ist jetzt durch die Hilfe der Stadt Stettin gesichert. Die Stadt hatte dem Unternehmen ein Darlehen in Höhe von 250 000 Mark gegeben. Jetzt hat sich der Magistrat bereit erklärt, auf eine Vorrückzahlung dieser Summe zu verzichten und dafür Stowerwerte anzunehmen.

Die Helgoländer wollen zu England?

Im Preussischen Landtag hat der Abgeordnete der Deutschen Volkspartei, Johannsen, früherer Regierungspräsident in Schleswig, aufsehenerregende Enthüllungen über die Umtriebe der Helgoländer gemacht. Demnach ist ein Mitglied der Helgoländer Gemeindevertretung nach London gefahren und hat dort erklärt, daß, wenn der Vertrag über die bekanntlich im Jahre 1890 gegen Entschädigung von England eingetauscht wurde, Helgoland wieder an England fallen müsse. Obwohl die Helgoländer bereits im Deutschen Reich eine Ausnahmestellung einnehmen und Vorrechte wie keine anderen Bürger genießen, sind seit Jahren wiederholte Strömungen in Erscheinung getreten, die nach England gravitieren. So hat bereits 1920 ein Helgoländer Kaufmann Schreiben an die englische Regierung und den



Börsenbund entfendet, in denen England um die Zurücknahme der Insel ersucht wurde. Wir zeigen im Bilde den Hafen von Helgoland.

Gewerkschaftliches u. Soziales

Die Arbeitsdienstpflicht.

Pläne der Nationalsozialisten. — Was Herr Koch im Schützenhaufe nicht erzählte.

Im Reichstag verlangt ein Antrag der nationalsozialistischen Abgeordneten Dr. Fried und Willkens die Verlegung eines Gesetzes, nach dem ein Arbeitsdienstpflichtjahr mit der Maßgabe einzuführen ist, daß a) arbeitsdienstpflichtig alle männlichen und weiblichen Deutschen für ein Jahr zwischen ihrem 17. und 21. Jahre sind und b) die Arbeitsdienstpflicht, soweit Bedarf, auf dem Lande auszuüben ist, sonst bei Wegebau- und Kultivierungsarbeiten des Staates.

Was hier verlangt wird, ist nicht neu. In Danzig verlangten die Deutschnationalen ähnliches. Für uns als Sozialisten und Gewerkschafter kann es diesen Bestrebungen gegenüber nur eine Meinung geben: die Bestrebungen sind mit aller Entschiedenheit abzulehnen und zu bekämpfen.

Interessant ist, daß selbst der Reichslandbund von den Bestrebungen der Nationalsozialisten abdriftet. Man könne dem Antrag, so erklärt die Organisation füngemäßig in Nr. 49 ihres Organs, die besten Beweggründe unterstellen und müsse doch voll Sorge den Geist erlösen, der unter Arbeitsdienstpflichtigen bestünde, die gegen ihren Willen, möglicherweise sogar aus einer sie befriedigenden Beschäftigung herausgerissen, unter entwerthender Gegenpropaganda politischer Parteien auf Land hinausgeführt werden. Kaiserliche man die Leute nicht, sondern verteilte sie auf die einzelnen landwirtschaftlichen Betriebe, so werde der Bauer gegen die in diesen Fällen unausbleibliche sozialdemokratische und kommunistische Verführung am besten geschützt. Daneben wiege besonders schwer das Bedenken, junge, nicht arbeitsfähige Leute aus ihrer erlernten Berufstätigkeit herauszuholen und sie mit Tingen zu beschäftigen, zu denen sie nur zu oft ungeeignet sind.

Nach alledem ist es freilich nicht verwunderlich, solche Pläne von einem Schiebertröter des Vorstehenden der Vereinigung

Berliner Getreidemarkt.

Bericht vom 8. Februar.

Es wurden notiert: Weizen 213—215, Roggen 204—205, Braugerste 218—220, Futter- und Industrieernte 192—202, Hafer 200—206, loco Mais Berlin 238—239, Weizenmehl 26,00 bis 26,50, Roggenmehl 27,00—27,25, Weizenkleie 15,25, Roggenkleie 14,75, Mehlmarkt ab Markt, Stationen.

Handelsrechtliche Lieferungsagente: Weizen März 220 1/2 bis 230 (Vortrag 230 1/2), Mai 238 (239), Juli 247—247 1/2 (247 1/2), Roggen März 221 1/2 (222 1/2), Mai 230 1/2 plus Geld (231), Juli 231 1/2—232 (232 1/2). Hafer März 220 1/2—221 (221 1/2), Mai 230 1/2 und Geld (231 1/2), Juli 240 und Brief (240 1/2).

Syndikat der Holzleerproduzenten. Dieser Tage wurde in Warschau ein Syndikat der polnischen Terpentin- und Holzleerproduzenten ins Leben gerufen. Die meisten Fabriken haben sich bereits dem Syndikat angeschlossen.

Ämtliche Danziger Devisenkurse.

Es wurden in Danziger Gulden notiert für	8. Februar		7. Januar	
	Geld	Brief	Geld	Brief
Banknoten				
100 Reichsmark	57,72	57,86	57,79	57,93
100 Pfund	25,02	25,02	25,015	25,015
1 amerikan. Dollar				
Scheck London				

Im Freiverkehr: Reichsbanknoten 122,30—122,10, Dollar, noten 5,135—5,14.

Danziger Produktenbörse vom 1. Feb. 1929.

Großhandelspreise waggongefrei Danzig	per 100 Kilo	Großhandelspreise waggongefrei Danzig	per 100 Kilo
Weizen, 134 Pfd.	24,75—25,00	Erbsen, kleine	24,00—26,00
„ 130 „	24,50	„ grüne	32,00—35,00
„ bezogen	22,00	„ Viktoria	35,00—40,00
Roggen	19,75—19,90	Roggenkleie	16,00
Gerste	20,75—22,75	Weizenkleie	17,00
Futtergerste	20,25—21,00	Blaumohn	
Hafer	17,50	Wicken	25,00—27,50
Ackerbohnen	16,00—18,00	Peluschken	20,00—24,00

Nichtamtlich, vom 8. Februar 1929.

Weizen, 134 Pfd., matt, 24,80, 130 Pfd., matt, 24,40, 124 Pfd., matt, 23,35, Roggen, matt, 19,60—19,75, Braugerste, schwach, 20,75 bis 22,60, Futtergerste, schwach, 20,25—21,00, Hafer, schwach, 17,50 bis 17,60, Viktoriaerbsen unverändert, 35,00—42,00, grüne Erbsen, schwach, 32,00—36,00, kleine Erbsen, schwach, 24,00—28,00, Roggenkleie, unverändert, 16,00—17,00, Weizenkleie, unverändert, 16,75 bis 17,25, Gelbsenf, unverändert, 37,00—43,50, Peluschken, unverändert, 22,00—24,00 Gulden per 100 Kilogramm frei Danzig.

der deutschen Arbeitgeberverbände gleichfalls propagiert zu sehen. Wenn es auch das dümmste Zeug ist — geht es gegen die Arbeiterbewegung, dann gefällt es gewissen Leuten von vornherein, auch wenn es blamabel dumm ist.

Die Textilherren ziehen in den Krieg.

In der Wuppertaler Textilindustrie haben am Mittwoch die Textilarbeiterverbände zu der Ankündigung der Unternehmer, ab 19. Februar eine 8 1/2-prozentige Lohnsenkung durchzuführen, Stellung genommen. Die Gewerkschaften, die das Vorgehen der Textilunternehmer aus scharfsten verurteilen, erklären, daß sie, falls die Unternehmer ihre Drohung nicht zurücknehmen, Lohnforderungen stellen werden. Die Löhne in der gesamten Textilindustrie des Wuppertales seien so niedrig, daß über eine Lohnsenkung gar nicht gesprochen werden könne.

Bei den Textilarbeitern regnet man damit, daß es zu einem Streik kommen wird. Tritt er ein, dann haben für die Folgen die Textilunternehmer des Wuppertales allein die volle Verantwortung zu tragen. Ein Arbeiterkampf im Wuppertal würde insgesamt 55 000 Arbeiter in Mitleidenchaft ziehen.

In der Niederlausitzer Tuchindustrie ist nunmehr von den Unternehmern in den Hauptorten wie Cottbus, Spremberg, Guben die Kündigung ausgeschrieben worden. Von ihr sind bis jetzt im ganzen über 20 000 Arbeiter und Arbeiterinnen betroffen. In Sommerfeld ist keine Kündigung erfolgt. Wahrscheinlich wollen die dortigen Unternehmer nicht mitmachen. Der Regierungspräsident in Frankfurt a. d. Oder, Bartels, hat die Parteien zu einer Aussprache nach Frankfurt geladen.

Im sächsisch-thüringischen Weberkonflikt hat der Schlichter für Mitteldeutschland, Hauschild, die Parteien für Freitag zu einer Aussprache nach Erfurt geladen. Eine namhafte Erhöhung der Löhne ist unbedingt notwendig, denn die Tariflöhne in Sachsen-Thüringen sind wirklich mehr als bescheiden. Ein sehr tüchtiger Tuchweber — in den Weberien arbeiten bis zu 70 und 80 Prozent Facharbeiter — verdient alles in allem im Durchschnitt 35 Mark brutto pro Woche. Das sind 140 Mark im Monat. Für einen Qualitätsarbeiter eine erbärmliche Bezahlung!

Rasputin in Südafrika.

Durch Unrecht kommt Recht. — Die Liebe des Propheten. — Eine Ehe, die nicht sein sollte.

In einer der aufstrebenden Städte der südafrikanischen Union, die an der Küste Afrikas liegen, wurde kürzlich ein Mr. Henry Fowler wegen schwerer Körperverletzung, begangen an einem Jüder, zu 10 Pfund Geldstrafe verurteilt. Die Gerichtsverhandlung brachte die merkwürdigen feistlichen Hintergründe eines Mannes zutage, der unter seinen Mitbürgern den Spitznamen Rasputin trug. Die Artikel der Zeitungen, die von dem Fall berichteten, erschienen alle mit großer Schlagzeile: Rasputin in Südafrika.

Ich lernte zufällig an Bord einen Mann kennen, der mit Fowler zu tun gehabt hatte und der mir Einzelheiten über ihn berichten konnte, die die öffentlichen Mitteilungen zu einem anschaulichen Bild ergänzten. Fowler war zweifellos ein Original, dessen Lebensgewohnheiten sich wesentlich von denen anderer Menschen unterschieden. Man sah ihn selten tagüber auf der Straße; zur Nachtzeit

ging er mit einer großen, vieredigen Stallaterne spazieren.

Bei der Jugend erregte dieser Beleuchtungskörper, der in bewusstem Gegensatz zu den die Stadt weithin klärenden Hogenlampen stand, Spott und Jörn. Eines Tages wurde die Stallaterne von einem Stein getroffen und zerplittert in Fowlers Händen. Seit dieser Zeit sah man den Mann nur noch selten. Fowler galt als Sechenswürdigkeit.

Henry Fowler kümmerte sich wenig um das, was die Leute über ihn sagten; seine Interessen galten ganz anderen Dingen oder vielmehr anderen Menschen. Er war — wir wollen mit dieser Feststellung nicht länger warten — in eine soeben aus der Mission entlassenen Halbinderin verliebt, die den Namen Maria Iveda trug.

Fowlers Schrankenlosigkeit bezog sich hauptsächlich auf ethische Fragen, er behauptete, Recht könne erst geschehen, wenn Unrecht vorhergegangen sei, und wenn dieses fehle, müsse man es im Sinne einer vollkommenen Welt herbeischaffen. Früher, als er noch unter Menschen ging, hatte er diese Grundsätze öfter seinen Freunden auseinandergesetzt und selbst hingeleistet, daß sie Rasputins Weltanschauung glichen. Daher liebte sich sein Spitzname, man sprach ihn nach wie andere Schlagworte auch, die guten Geschätzten wirkten natürlich nicht, was der russische „Prophet“ gewollt hatte. Der Name sprach sich allenthalben aus und blieb an Fowler haften, er selbst machte sich nichts daraus, nahm ihn sogar gern hin; denn er bildete sich ernsthaft ein, in vielen Dingen ein Anhänger des Russen zu sein. Innerlich aber war Fowler ein typischer Kolonialengländer, von einem Slawen war nichts zu entdecken, aber auch innerlich bedeutete die Weltlichkeit nicht mehr als eine schrullenhafte Konstruktion des Stallaternenmannes. In der Stadt, in der Fowler lebte, lebten noch die Treuhänder mit ihren Ojzen zu Markt, die Neger hoben Kaffeebohnen, Rindvieh und Menschen frachten vor Mäherern wie ein frischgebackenes Brot. Nirgendwo in dieser Atmosphäre hellen Himmels, grüner Flüsse und anderrötheliebender Ebenen konnte man an Rußland denken. Man durfte den Namen Rasputin nicht höher als einen Witz erheben. Viel näher wäre man den Dingen gekommen, wenn man sich mit Fowlers puritanischer Herkunft abgeben hätte, wenn man den Gerüchten nachgegangen wäre, die wußten wollten, er sei früher Wanderprediger und Boxer in Amerika gewesen.

Maria war eines Tages in Fowlers Wohnung gekommen, um eine Bekleidung des Postmeisters, H. Ch. Kenna, zu überbringen. Die Gestalt und

die ungewöhnlich anmutigen Bewegungen des Mädchens hatten auf den alternden Rechtsaber Eindruck gemacht. Es blühte ihm durch den Kopf: Jetzt oder nie. Er fühlte, daß er dringend eines weiblichen Ausleiches für seine immer schärfer und unangenehmer werdende Junggeßellerei bedürfte. Ehe mit einer Farbigen kam nicht in Betracht, man hätte Fowler die Fenster eingeschossen, und er wäre seines Lebens nicht mehr sicher gewesen. Einem freien Verhältnis widersetzte sich entschieden Fowlers „ethische“ Grundanschauung, ein Furchtschauer rieselte ihm über den Rücken. Was tun?

Fowler merkte deutlich an seinem Herzen, daß er das Mädchen liebte. Die Verhältnisse waren komplex, der Ausgang ungewiss. Die ersten Liebeslegungen endeten mit einer Indienststellung Marias als Wäsche- und Kochfrau. Fowler lebte von nun an in einem Zustand erhöhter Spannung, der das Schlimmste für seine Gesundheit befürchtete ließ, er umschlich Maria wie ein Wolf, verwandelte sich aber auf eigenen Befehl sofort in ein Lämmlein, wenn ihm seine Grundzüge einfleuten. Maria wußte von allem nichts, ging harmlos ihrem Dienst nach, blühte auf wie eine exotische Rose verführerischer Art und erfüllte das stumme Haus Fowlers mit dem Duft spontaner Lebensfreude.

Was tun? Die Zeit mit der Stallaterne erschien dem Gequälten jetzt wie ein Fastnachtsfest, im Kampf gegen die großen Meinungen seiner Mitmenschen hatte er umsonst Energie und Mut verschwendet. Hier handelte es sich um die Lösung einer praktischen Frage, die für das ganze Leben von höchster Wichtigkeit war. Es blieb kein Platz mehr für knabenhaftes Ausweichen, man mußte der Gefahr gerade ins Auge sehen. Manchmal, wenn Fowler ehrlich verzweifelt auf seinem Bett lag, dachte er daran, mit Maria das Land zu verlassen, sie zu heiraten und nach Rußland zu gehen.

von dem er eine unklare mystische Vorstellung hatte.

Zur rechten Zeit fiel ihm dann ein, daß er mehr noch als die Wurzeln einer Ackerrosenkrande in der Humusschicht der Union steckte und bei einer Verpflanzung elend zugrunde gegangen wäre. Von seiner Liebe getrieben, bedachte Fowler nun einen Plan aus, der eine Woche lang das Kopfschütteln Südafrikas erregte. Da er das Mädchen nicht besitzen konnte, wollte er es vorläufig moralisch in seine Gewalt bringen. Vielleicht erhoffte er von einem Zufall kommende Tage eine Erfüllung materielle Wünsche. Wer weiß, was sich ergeben würde, wenn Maria Iveda einmal durch Dankbarkeit an ihn gekettet war?

Es sollte Unrecht geschehen, damit daraus Recht werden konnte. Maria mußte sich mit einem Jüder verloben, der in der Rolle eines Strohmannes Fowlers kleinste Befehle ausführte. Der Jüder sollte als Wächmann ins Haus genommen werden. Es mußte — wie in einem Film — eine Szene geben, in der der Jüder mit den Fäusten auf Maria einbrach. Maria sollte vor dem Verlobten zittern, das Unrecht, das ihr widerfuhr, mußte kraft hervortreten. Als rettender Engel würde sich Fowler zeigen, ein Schlag erlebte den Jüder. Maria fiel ihm dankbar weinend in die Arme. Aus kindlicher Liebe wurde vielleicht einmal echtes Temperament, das auch die eingeborenenfeindliche Wachsamkeit der Öffentlichkeit überwinden konnte. Wenn Maria ihren Reiter so liebte, daß sie alle Hindernisse stürzte — konnte dann noch jemand etwas sagen? Es war möglich,

daß das Mädchen einen Ausweg fand, den Fowler jetzt vergeblich suchte. Eine Frau, die aus den Klauen eines Wüsterichs befreit wird, kann, wenn sie ein wirkliches Herz hat, nicht nur dem Himmel danken. Auch der Mitter muß sein Teil abfragen. So dachte Fowler.

Dann wieder

erschien ihm der Plan irrtümlich.

er glaubte nicht, daß praktisch etwas Günstiges für ihn dabei herauskommen könnte. Fowler verzehrte sich in Selbstgesprächen und schlaflosen Nächten, so daß Maria ihn bemerkt zu beobachten begann. Sie hielt den Mann für wahnsinnig und beschloß, ihren Dienst bei ihm so bald wie möglich aufzugeben. Sie ahnte nicht, was mit ihr geschehen sollte; denn je mehr ihre Abneigung gegen Fowler Fuß faßte, desto näher rückte dieser — der die Beobachtung für wachsendes Interesse hielt — seinem schrulligen Plan.

Fowler überdachte alles noch ein letztes Mal, er sah keine andere Möglichkeit. Von sich aus konnte er nicht mehr tun, um in den Besitz des Mädchens zu kommen. Wenn die öffentliche Meinung unübersteigbare Hindernisse in den Weg legte, mußte die Initiative von Maria ausgehen. Sie mußte sich entscheiden, nachdem sie befreit war. Wenn er ihrer Liebe sicher war, würde sie diese Liebe so geheim

wirken lassen können, daß die ganze Stadt betrogen wurde. Ein liebendes Mädchen

ließ dem arbeitsamen Wesen an klaren Einfällen den Raum ab.

Aber lag jedenfalls die letzte Möglichkeit eines Erfolges: durch Unrecht mußte Recht geschehen, und dem Recht folgte der Erfolg.

Vielleicht wäre der Plan dennoch nicht zur Ausführung gelangt, wenn Fowler nicht ein moralischer Marx gewesen wäre. Er war am Ende mehr in seinen Plan und dessen Zusammenhang mit seiner schrulligen Weltanschauung verflochten als in Maria Iveda. Aus seinen Aussagen im Prozeß konnte man entnehmen, daß er sich für ein Werkzeug des höchsten Willens hielt. Der Fall endete damit, daß der Jüder zwar ins Haus kam, sich auch die Pläne Fowlers geduldig anhörte und sein Geld in die Tasche steckte, aber in einer wesentlichen, allerdings unbesprochenen Sache eigene Wege ging. Er verliebte sich nämlich noch schneller in Maria, als Fowler es getan hatte; da er von eifrigen und anderen Hemmungen nichts wußte, sagte er ihr, wie es um ihn stand. Während Fowler die große Kalamität, die ihn an das Tor seiner Wünsche bringen sollte, zitternd erwartete, lebten die beiden Naturkinder harmlos sich liebend in seinem Haus. Als Fowler dies eines Tages begriff, stürzte er sich auf den Wächmann und erschlug ihn die Klug so stark, daß er zu 10 Pfund verurteilt wurde. Maria verstand es, sich während des Prozesses eine andere Heimat an suchen; niemand wußte, wohin sie entwand war.

Richard Knelsenbeck.

Aus aller Welt

Mit dem Messer gegen die frühere Geliebte.

Eine Frau auf offener Straße lebensgefährlich verwundet.

An der Ecke der Bismarck- und Henloerstraße in Köln wurde gestern früh einer jungen Frau von einem Manne, vermutlich mit einem Messer, auf offener Straße die Kehle durchgeschnitten. Der Täter flüchtete, konnte aber von Polizeibeamten festgenommen werden. Die Frau wurde lebend ins Krankenhaus gebracht.

Zu dem Mordversuch in der Bismarckstraße in Köln wird noch gemeldet, daß die lebensgefährlich Verletzte, eine 22jährige von ihrem Manne getrennt lebende Frau aus Brühl ist. Der Täter, ein 22jähriger Arbeiter aus Köln, beging die Tat aus Eifersucht. Er hatte seinem Opfer auf dem Wege zur Arbeitshütte aufgelauert. Das Messer warf er auf der Flucht fort. Er hatte mit der Frau mehrere Monate zusammen gewohnt und dann Streit mit ihr bekommen, weil sie ihren Wochenlohn mit anderen Männern verbracht habe.

Es waren die Falschen!

Die Tresorrauber noch nicht gefast.

Die Geldschrankbrecher, die in Budapest festgenommen wurden, haben — wie endgültig festgestellt wurde — mit dem Berliner Bankraub nichts zu tun. Nach der Fund eines Tresorraubers auf einer Eisenbahnstrecke steht mit dem Einbruch in die Stahlkammer der Diskontobank am Wittenbergplatz in keinem Zusammenhang.

Der angebliche Bankbrecher.

Vor einigen Tagen war bei dem von dem großen Einbruchsdiebstahl betroffenen Berliner Bankhaus ein Schreiben eingegangen, in dem sich der unbekannte Abfänger als Mitläufer bezeichnete. Er stellte die Wiederherstellung der geraubten Juwelen in Aussicht, sobald 50 000 Mark postlagernd in Dresden eingetroffen seien. Die Dresdener Kriminalpolizei erhielt davon Kenntnis und nahm den Unbekannten gestern nachmittag hier fest. Es handelte sich um den 36 Jahre alten Dandlungsgehilfen Tila aus Wittenberg. Er kommt offenbar als Täter an dem Berliner Einbruch nicht in Frage. Ihm lag wohl vielmehr daran, in den Besitz des geforderten Geldes zu gelangen.

Neue Versuchsfahrt des „Graf Zeppelin“.

Man probt immer wieder.

Das Luftschiff „Graf Zeppelin“ ist gestern nachmittag 2.15 Uhr unter Führung des Kapitäns Lehmann zu einer weiteren Versuchsfahrt aufgestiegen. Die Fahrt gilt der Vornahme von Funkversuchen. Auch der Vertreter der Deutschen Versuchsanstalt für Luftfahrt, Dr. Koppe, befindet sich an Bord, um, wenn die Sichtverhältnisse dies gestatten, Bildmeßaufnahmen vorzunehmen. Die Fahrt erstreckt sich auf die nähere Umgebung des Bodensees.

Das Luftschiff L. Z. 127 ist nach einer 2½stündigen Fahrt nach Hagenburg und im engen Umkreis von Friedrichshafen auf dem Gelände des Luftschiffhauses Zeppelin um 4.38 Uhr glatt gelandet. Im Verlaufe dieser Fahrt konnte der neue Kurzwellenfender auf etwa 7 oder 8 Wellen im Bereich zwischen 20 und 80 Metern Wellenlänge abgestimmt werden. Ueber die erzielten Reichweiten liegen im Augenblick noch keine Ergebnisse vor. Auch konnte aus demselben Grunde nicht festgestellt werden, ob das ungeschützte Nebeneinanderarbeiten der Kurzwellen- und Langwellenapparatur möglich ist. Gleichzeitig unternahm auch die Deutsche Versuchsanstalt für Luftfahrt unter der Leitung von Dr. Seemald weitere Feststellungsversuche. Das Luftschiff befand sich bereits um 5 Uhr in der Halle.

Millionenbetrug in Leipzig.

Große Wechsel- und Buchfälschungen.

Der Leipziger Rauchwarenhandler Kreuzberger und seine Prokuristin Bogmann sind nach einer Meldung des Berliner Tageblattes wegen großer Betrugsereien verhaftet worden. Die Schädigungen der Gläubiger, bei denen es sich um Wechsel- und Buchfälschungen sowie um doppelte und dreifache Bestellungen handelt, werden auf eine Million Mark geschätzt.

Brand einer Mühle. In Unterarmbach bei Bruchsal brannte gestern früh um 5 Uhr die mit Mehlvorräten angefüllte, mit den modernsten Einrichtungen versehene Mühle des Landwirts Hermann Daab vollständig nieder. Das angrenzende Wohnhaus konnte gerettet werden. Es ist jetzt das fünfte Mal, daß diese Mühle durch Feuer zerstört wird. Der Brandschaden wird auf 80 000 bis 100 000 Mark geschätzt.

Die Bluttat in Hoyerswerda — ein Lustmord.

Das Ergebnis der Untersuchung.

Wie die ärztliche Untersuchung der von dem 17jährigen Pflege Sohn Mersch ermordeten Familienmitglieder des Gemeindevorstehers Witschas in Haken (Kr. Hoyerswerda) verlautet, sind die Ermordeten alle durch Schüsse getötet worden, nicht nur Witschas allein, wie zuerst berichtet worden ist. Die Lage der Frau und der Tochter des Witschas läßt darauf schließen, daß sie von dem Mörder auch vergewaltigt worden sind.

Raubüberfall in einer Berliner Molkerei.

Im 450 Mark.

In einer westlichen Filiale der Vereinigten Berliner Molkereien in Berlin wurde eine der zwei Verkäuferinnen, die Donnerstagabend nach Geschäftsschluß im Laden geblieben war, von zwei jungen Vurschen überfallen, von denen einer sie mit der Pistole bedrohte, der andere sprang sie sofort an und packte sie an der Kehle, so daß sie nicht um Hilfe rufen konnte. Die Vurschen steckten der Überfallenen einen Knebel in den Mund und festelten ihr mit den Streifen eines Bettlakens Hände und Füße. Trotz ihrer Gegenwehr warfen sie sie hiernach aufs Bett und banden sie mit einem anderen Kasten am Bett fest. Mit dem Schlüssel, den sie in dem Kasten fanden, schloffen sie den Wandschrank und den Tresor auf und verschwanden mit dem Inhalt im Werte von 450 Mark.

Viel Lärm um ...

Die Bankpapierfunde auf den Schienen.

Zu der Meldung aus Ruffig über die Auffindung von Bankdruckfaden zwischen den Schienen wird von der Dresdener Bank mitgeteilt, daß es sich um einen Posten wertlosen wertlosen Materials handelt, das als Wertpapier an einen Händler verkauft und von diesem zwecks Einkaufung an eine Papiermühle geschickt wurde. Das aufgefunden Paket ist offenbar unterwegs aus einem Güterwagen gefallen.

Zwischenfall beim Karneval.

Französischer Kriminalbeamter verhaftet.

In dem Stadtteil Höchst bei Frankfurt a. M. ist es in der Donnerstag Nacht zu einem kleinen Zwischenfall gekommen, der durch mehrere Betrunkene hervorgerufen wurde, die von einer karnevalistischen Veranstaltung kamen und in Streit geraten waren. Bei dem Versuch, den Streit zu schlichten, wurden zwei Polizeibeamte von einem Betrunkenen bedroht, so daß dieser zur Feststellung seiner Personalien zur Wache mußte. Hier stellte sich heraus, daß der Festgenommene ein französischer Kriminalbeamter ist. Er wurde gestern früh der französischen Polizeibehörde übergeben.

Durch Abgase im Auto vergiftet.

Ein Toter.

In einem Walde, einige Stunden von Bern entfernt, wurden in einem geschlossenen Auto zwei Personen in totenähnlichem Zustande aufgefunden. Während man zuerst an Selbstmordversuch durch Vergiftung glaubte, ergab die Untersuchung einwandfrei, daß Kohlenoxydvergiftung vorlag. Die Untersuchung ergab die Möglichkeit des Eindringens der Abgase in den Wagen durch ein schadhaftes Vergaserrohr. Eine Person ist bereits gestorben. Der Wagenlenker konnte knapp vor dem Tode gerettet werden.

Katastrophe in Helsingfors.

In Helsingfors hat die Grippe direkt die Form einer Katastrophe angenommen. Sämtlich kommen zahlreiche Fälle von Scharlach und einer bisher unbekannten Krankheit, die an das Dengue-Fieber erinnert. Täglich werden zahlreiche Todesfälle gemeldet. Seit einigen Tagen ist in Åbo eine Typhusepidemie ausgebrochen.

Zusammenstoß zwischen Straßenbahn und Feuerwehrwagen. In einer Straßenkreuzung im Süden Berlins stießen gestern nachmittag gegen 2½ Uhr ein Mannschaffswagen der Feuerwehr und ein Triebwagen der Straßenbahn zusammen. Hierbei wurden drei Feuerwehrleute verletzt. Der Straßenbahnwagen und der Feuerwehrwagen wurden beschädigt.

Der Tod bei der Goldenen Hochzeit. Vor einigen Tagen feierten in Langscheid bei Bacharach der Landwirt Vogel und seine Frau die goldene Hochzeit. Als die Feuerwehrleute dem Ehepaar ein Ständchen brachte, erlitt die Frau vor Überraschung einen Schlaganfall und verschied. Vogel nahm sich der Tod seiner Lebensgefährtin so zu Herzen, daß er am Tage ihrer Beerdigung ebenfalls starb.

Sport-Turnen-Spiel

Sport am Sonntag.

Gartenportfest der Reichshelden.

Wie bereits gestern gemeldet, führt der Arbeiter-Turn- und Sportverband Danzig am morgigen Sonntag einen leichtathletischen Hallenwettkampf durch. Die Zahl der eingegangenen Meldungen ist für ein Gartenportfest außerordentlich hoch. Wollen doch in vier Klassen über 80 Wettkämpfer um die Krone des Sieges streben. Soweit es die immerhin beschränkten Raumverhältnisse zulassen werden, kann man auf spannende Kämpfe rechnen.

Das Gartenportfest ist das erste, das von den Arbeiter-sportlern in dieser Art durchgeführt wird. Sollte der Versuch gelingen, so werden dann in der nächsten Winteraison mehrere Feste in größeren Hallen arrangiert werden.

Die morgige Veranstaltung findet in der Neuhagen-Halle Herrengarten statt. Beginn 2 Uhr nachmittags.

Wanderfahrt der Skiläufer.

Die Danziger Arbeiter-Wintersportler zeigen sich in letzter Zeit sehr rührig. Trotz des morgigen Gartenportfestes ist eine Halbtagesfahrt für Skiläufer nach Oliva angesetzt. Treffpunkt 1/8 Uhr am Neuhagen Tor.

Und doch — Fußballspiele.

Innerhalb des Arbeiter-Turn- und Sportverbandes Danzig kommen morgen folgende Spiele zum Austrag: Oliva I gegen Vorwärts I 10.30 Uhr in Oliva, Front I gegen Vorwärts II 10 Uhr in Front, Front II gegen Vorwärts III 11.15 Uhr in Front, Oliva Jugend gegen Stern Jugend 9 Uhr in Oliva,ichte I Jugend gegen Vorwärts Jugend 10 Uhr in Oliva.

Königsberger Eishockeyspieler in Danzig.

Der rührige Danziger Eishockeyklub hat zu morgen wiederum eine auswärtige Eishockeymannschaft verpflichtet. Auf dem Plage an der Sporthalle wird der Königsberger Eishockeyklub dem Danziger Eishockeyklub gegenüber treten. Das Spiel findet um 11 Uhr vormittags statt. Vorher spielen die Junioren des Doppelter Eishockeyklubs und des Danziger Eishockeyklubs.

Übungsplatz der Danziger Fußballmeister.

Der Danziger Fußballmeister-Sportverein 1918 Neujahrswasser hat für den kommenden Sonntag, den 10. Februar 1929, nachmittags 2.30 Uhr, auf dem Ertelplatz in Neujahrswasser ein Übungsplatz der Meistermannschaft gegen die Viktoria-Mannschaft des Turn- und Sportvereins Preußen abgeschlossen.

Vor diesem Spiel treffen sich die beiden Reservemannschaften.

Dem Bundesfest in Nürnberg

gibt das Streben der Arbeitssportler.

Nürnberg ruft! In 32 Ansichten arbeiten die Nürnberger und Rührer Arbeitssportler und -sportler, um die richtige Aufgabe der Vorarbeiten zu erledigen. Das größte Interesse zeigen die Bundesvereine in Norddeutschland und im Ausland. Wiederholt mußte der Propagandaausschuß Bilder und Photographien für Lichtbildervorträge hinausstellen.

Unter zahlreicher Beteiligung der Bundesmitglieder fand in Nürnberg und Rührer eine Verteilung von 120.000 Flugblätter statt, um die Einwohnerschaft auf das gewaltige Fest aufmerksam zu machen und die Unterbringung der zu erwartenden Massen vorzubereiten.

Kleine Vereine in der Provinz versprechen, daß sie mit ihrer gesamten Mitgliedschaft zum Bundesfest kommen.

Günstige Zahlen.

Der beste Gradmesser für die Begeisterung der Mitgliedschaft ist die stark steigende Zahl der bei der Bundesver-

waltung eingehenden Anmeldungen zur Teilnahme. Vom 26. bis 31. Januar stieg die Zahl der Vorgemeldeten von 34.534 auf 46.878. An erster Stelle steht der aufsteigende Kreis Nordbayern mit 11.610 Anmeldungen, ihm folgt Sachsen mit 11.043. Alle Anzeichen deuten darauf hin, daß das 2. Bundesfest die gewaltigste Arbeitersportveranstaltung werden wird, die je stattfand. Am 1. Bundesfest in Leipzig 1922 marschierten gegen 100.000 Teilnehmer auf.

Nürnberg wird in den Festtagen völlig im Zeichen des Massenportes stehen.

Abfahrtslauf der Damen.

Europäische Eismeisterschaften. — Die Polen in Front.

Am Donnerstag wurde in Zakopane im Rahmen der Internationalen Skirennen der Abfahrtslauf für Damen ausgetragen. Bei klarem, aber frostigem Wetter gestaltete sich das Rennen auf dem gefrorenen Schneeboden für die 23 teilnehmenden Bewerberinnen sehr schwierig. Das Rennen war ein Kampf zwischen den Polinnen und den tschechischen Damen, bei dem die einheimischen Vertreterinnen infolge besserer Kenntnis der Rennstrecke knapp in Front endeten.

Das Ergebnis: 1. B. Stajzel-Polankowa (Polen) 31:34; 2. H. Friedländerowa-Sawlova (Tschechoslowakei) 34:20; 3. E. Kietkiewiczowa (Polen) 35:20; 4. Stopek (Polen) 36:00. Die einzige Schweizerin Josy de Latour belegte in 44:02 nur den 20. Platz.

Die Finnen wiederum in Front.

Der 18-Kilometer-Lauf.

Die Europa-Eismeisterschaften in Zakopane wurden am Freitag mit dem 18-Kilometer-Langlauf fortgesetzt. Sieger wurde der Finne Saarinen in 1:20:03 vor seinem Landsmann Ruutu mit 1:30:40. Der beste deutsche Teilnehmer Rebs wurde in 1:35:30 achter.

Zweierbob-Europameisterschaft.

Bei vorzüglichen Wahnverhältnissen wurden am Freitag in Tabor die Rennen um die Europameisterschaft im Zweierbob ausgetragen. Europameister für 1929 wurde Holland II, der für vier Fahrten die Gesamtzeit von 13:09,6 benötigte. Den zweiten Platz belegte die deutsche Mannschaft Wolf-Strelin auf Deutschland II in 13:11,38 vor England I 13:14,19. Die Mannschaft Deutschland I (Taris-Marschner) konnte in 15:37,22 nur neunten werden.



MAGGI's Würze

verleiht dünnen Suppen und Fleischbrühen, Saucen und Gemüsen sofort einen kräftigen Wohlgeschmack

Luftfahrt tut not!

Filmvortrag im Luftfahrtverein.

Am Mittwoch, dem 6. Februar, fand die dritte Monatsversammlung des Danziger Luftfahrtvereins E. V. in der Fliegerkaserne „Artushof“, Hundegasse 96, statt. Es erfolgte der Bericht des Vorstandes über den Anschluß an den Deutschen Luftfahrtverband (D. L. V.). Die Danziger Gesellschaft für Luftfahrt, die akademische Fliegergruppe und der Danziger Luftfahrtverein haben sich zur gemeinsamen Arbeit zusammengeschlossen. Es ist zu diesem Zweck ein Arbeitsausschuß gebildet worden. Geplant ist, ein Motorflugzeug anzuschaffen. Sämtliche Mitglieder der drei Vereine sind an den Flügen gleichberechtigt.

Der vom D. L. V. zur Verfügung gestellte Lichtbildervortrag: „Was jeder Deutsche von der Luftfahrt wissen muß“ fand regen Beifall. Die ersten Bilder zeigten den Vogelzug und den Versuch, sich mittels erwärmter Luft vom Boden zu erheben. Dann die Entdeckung der Zigarrenform, die deshalb geschaffen wurde, um gegen Luftschwankungen unempfindlicher zu sein. Parashut, Groß, Zeppelin, diese Namen zeigen die Entwicklung des unstarren, halbstarren und starren Systems. Dann kommen Luftfahrzeuge schwerer als Luft, die Flugzeuge, Linsenflug, Gebr. Wright, Segelflüge in der Rhön und in Rostitten, Ein-, Doppel- und Dreidecker ziehen auf der Leinwand vorbei, das neue Windmühlenflugzeug des Spaniers de la Cierba. Weitere Bilder zeigen die Entwicklung des Luft- und wassergetriebenen Motors, die verschiedenen Flugzeuginstrumente sowie die Bordfunkanlage. Dann folgen Flugplatz Tempelhof, Flugwetterwarie, Funkstellung, Bodenleuchtzeichen, Landecheinwerfer und Rauchfeuer. Für den Sicherheitsgrad genügt die Feststellung des Jahres 1925, auf 125.000 Personen vier tödliche Unfälle, eine schwere, fünf leichte Verletzungen von Fluggästen. Es folgt die deutsche Verkehrsflieger-Schule Staaken, wir erfahren den Ausbildungsgang der Verkehrsflieger. Dann der Flugport, blickt durch ein Fenster, Udet, Dietrich und Messerschmitts Flugzeug dargestellt, weiter Segelflugbilder aus der Rhön. Auch der Freiballonsport wird durch den Start zu einer Freiballonfahrt veranschaulicht. Den Schluß bildet eine kurze Schilderung der Organisation der deutschen Luftfahrt ausklingend in die Worte: „Luftfahrt tut not.“

Diener gegen Gitsy Daniels.

Der Hauptkampf für den am 8. März im Berliner Sportpalast stattfindenden Kampfabend ist jetzt fest abgeschlossen. Der deutsche Exmeister Franz Diener wird gegen den englischen Halbfliegengewichtsmecher Gitsy Daniels antreten, der bekanntlich im vorigen Jahre Max Schmeling und sein Domaghren überraschend durch k. o. besiegen konnte.

Staat in Frankfurt.

Die ersten Ueberrundungen.

Das 3. Frankfurter Sechstagerrennen ist nach mancherlei Schwierigkeiten nunmehr doch zustande gekommen. Das Sechstagerrennen wurde am Donnerstagabend auf die 145 Stunden lange Reise geschickt. Während der ersten Wertung entfielen Debaets-Faudez eine etwa 40 Minuten dauernde Jagd. Die schwächeren Paare fielen sehr bald dem scharfen Tempo zum Opfer und büßten mehrere Runden ein. Auch weiterhin kam das Feld nicht zur Ruhe. Die zweite Wertung um 2 Uhr nachts brachte eine weitere Umgruppierung in der Spitzengruppe. Um 6 Uhr morgens hatte die Spitzengruppe 267,600 Kilometer zurückgelegt. Der Stand des Rennens war zu dieser Zeit folgender: 1. Kaufsch-Stritzgen 48 P., 2. Rieger-Ties 35 P., 3. Debaets-Faudez 23 P., 4. Goossens-Miethe 8 P., eine Runde zurück 5. Debrae-Vermandel 17 P., 6. Petri-Kroschel 16 P., 7. Koch-Horan 8 P., zwei Runden zurück 8. Courpr-Cordier 21 P., 9. Dinale-Bresciani 10 P., 10. Hildeberger 9 P., 5 Runden zurück 11. Schäfer-Macs 11 P.

Pladner Weltmeisterklasse.

Im Vel' d'hiv in Paris fand am Donnerstagabend ein sensationeller Boxkampf statt. Der Europameister im Fliegengewicht, Pladner, besiegte den englischen Meister Johnny Gills in der 6. Runde durch k. o. Pladner hat damit seinem Gegner, der ihn früher schon zweimal nach Punkten besiegen konnte, eine empfindliche Revanche aufgezungen.

Der Karikaturist Daumier.

In seinem 50. Todesjahr am 10. Februar

Wenn es je einem Künstler gelungen ist, das Kollektiv-erlebnis, die Ereignisse der Politik, des öffentlichen Lebens, die Schicksale der Armen und Unterdrückten, kurz, die Epoche seiner Zeit wahrhaft genial in seinem Werke zu verkörpern, so war es Honoré Daumier. Dieser Mann besaß eine geradezu magische Feinfühligkeit für alles Ungerechte, Väterliche, Uebertriebene, für alle Schwächen seiner Zeitgenossen und für die Dummheiten und negativen „Mittelstufen“ der vielen Regierungen, die er überlebt hat. Mit einem Male, der schon an Selbstvernichtung grenzte, griff er mit jedem neuen Blatte, das seinem genialen Hirn entsprang, die Mächtigen und Regierenden an und machte sie nicht nur vor ganz Paris, sondern vor ganz Europa, nicht nur vor seinen Zeitgenossen, sondern auch vor der künftigen Nachwelt lächerlich und klein. Mit einigen knappen Strichen vermochte er eine Situation, einen Zustand, eine Persönlichkeit, ein Ereignis so lebendig darzustellen, daß man den Eindruck echter Wahrheit und Unverfälschtheit hat und immer wieder aufs neue erschüttert und erhoben wird.

Kein Geschichtsschreiber hat das 19. Jahrhundert trefflicher und schärfer als Daumier, als dieser grandiose Maler und Zeichner, der 1800 in Lyon geboren wurde und mit 22 Jahren aus Marseille nach Paris kam. Damals freilich hatte er noch keine Ahnung von seiner Berufung, seinen Schimmer seiner einmaligen Begabung, und daß seine Eltern nie daran gedacht hatten, daß ihr Sohn einst zu den unsterblichen Künstlern Frankreichs zählen würde, geht aus der Tatsache hervor, daß sie unablässig bemüht waren, den jungen Daumier für die Rechtswissenschaften zu gewinnen und aus ihm zunächst einmal einen Gerichts-schreiber zu machen. Sein Schicksal hat ihn später allerdings wirklich zum Gerichtsschreiber gemacht, aber in einem unvergleichlich höheren Sinne, denn sein Werk ist in der Tat nichts anderes als ein Gericht über Menschen, Zeiten und Zustände.

Da lag er — das Gewissen seiner Epoche — und fing jeden Tag irgendein pöbeliges Ereignis ein, hielt es mit feierlichem Zeichenstift fest und präparierte es tags darauf seinem Freund und Enkel Charles Philipon, der die Zeichnungen Daumiers in der „Caricature“ veröffentlichte. Diese „Karikatur“, eine Zeitungs- und Monatszeitschrift, war ein Kampfband gegen alles Bluffige, Spießige, Dumme und

Nelangelo, aber auch ein getreuer Spiegel des ganzen öffentlichen Lebens, der die Kleinlichkeiten und Lächerlichkeiten der Menschen unerbittlich wiedergab. Oft genug mußte Charles Philipon vors Schwurgericht; dazumale war er angeklagt, aber immer man ihn vor die Schranken der „Gerechtigkeit“ beschloß, desto heftiger wurde seine Polemik, desto unerbittlicher die Satire seiner Mitarbeiter.

Daumiers Gedächtnis ist so lebendig, daß man hinter den karikierten Stirnen die Gedanken zu lesen vermag. Die Figuren sind so bewegt und packend, daß man sie nie mehr vergißt. Berühmte Kunstkritiker haben Daumier einem Raphael und Michel an die Seite gestellt und ihn wegen seiner unerschütterlichen Kenntnis menschlicher Physiognomie, wegen seines leuchtenden Farbenreichtums mit Poussin und Rubens verglichen. Kein Veringerer als Balzac, der ebenfalls zu den Mitarbeitern des nach Eingehen der „Caricature“ erscheinenden „Charivari“ gehörte, hat Daumier sogar, und zwar mit vollem Recht, den Michelangelo der Karikatur genannt. Es soll hier keineswegs der völlig überflüssige Versuch gemacht werden, die Meisterwerke dieses unergänzlichen Künstlers eingehend zu begründen. 5000 Blätter, weit über 100 Gemälde, zahlreiche Skizzen, Entwürfe und Aquarelle hat dieser Gigant der Arbeit in etwa 40 Jahren geschaffen. Doch das Leben war hart zu ihm. Er, dessen Zeichnungen man heute mit Gold aufwiegt, dessen Werke die größten Museen der Welt zu ihren Perlen zählen, hatte nicht viel mehr als das nackte Dasein. Er wurde arm geboren, hat ziemlich arm gelebt und ist auch arm gestorben. Das Schicksal hat sich an diesem Titanen teuflisch gerächt. Mit 62 Jahren sind die herrlichen Augen dieses Genies erblindet, und der größte Künstler seiner Zeit lebte noch 10 Jahre lang krank und blind in furchtbaren Verhältnissen. Bis ihn am 10. Februar 1879 der Tod ins ewige Pantheon führte. Fred A. Angermayer.

Strindbergs Schwiegermutter †. Am 27. Januar starb 53-jährig in Mönchsee bei Salaburg Maria 118, August Strindbergs Schwiegermutter. In einer unübertroffenen Weise hat diese Frau auf Leben und Werk des Dichters Einfluß genommen und ihm gerade in den Jahren, die in seiner Autobiographie „Inferno“ heißen, aus ihrer verständnisvollen, vielköpfig-starken Natur und ihrer lebendigen, phantastischen Persönlichkeit so große Veranlassung und Rückhalt mitgeteilt, in das ihre überaus fruchtbare Heimat dem in Schweden geistig Verbannten ein Gefühl von Heimat und Ruhe zu tragen durfte.

Die polnische Uebersetzungsliteratur steigt.

Zu den verdienstvollen Verlagsanstalten Polens, die sich neben der Veröffentlichung polnischer Werke in ausgiebigem Maße auch mit der Uebersetzung ausländischer Literatur befassen, gehören die Verlage „Biblioteka Grojsowa“ (Großschulbibliothek) und die noch populärere, weil sehr rührige Gesellschaft „Roi“. Der erstgenannte Verlag hat bereits mehrere hundert Werke ausländischer Autoren in polnischer Uebersetzung herausgebracht; es sind dies Dickens, Calverton, Colloby, Tschadow, Chekterton, Daudet, Flaubert, Leconte de Lisle, Victor Hugo, E. T. A. Hoffmann, Ibanes, Jofai, Lowis, London, Maupassant, Murger, Serrao, Scham, Wells u. a. Diese Verlagsanstalt gibt auch teure Werke heraus, so z. B. Ausgaben einer Reihe moderner europäischer und amerikanischer Erzähler unter dem Gesamttitel „Sygnaly Czaji“ („Signale der Zeit“).

Mit der Herausgabe gesammelter Werke bedeutender Schriftsteller in polnischer Uebersetzung befaßt sich die Verlagsanstalt „Roi“, wie der Werke Dostojewski, der Karin Michaelis usw. Der „Roi“ bringt neuerdings auch eine Reihe in Polen bisher wenig bekannter spanischer Autoren heraus. Als Verlagsanstalt, die sich mit Uebersetzungsliteratur befaßt, wäre noch die Verlagsanstalt „Zem. Wydawnicze“ zu nennen. — Eine nähere Bekanntschaft mit dem deutschen Schrifttum wird, wie die Namenliste beweist, offenbar grundföhrlich vermieden.

Toller-Aufführungen in England und Amerika. Das New Yorker Gate-Theater und das Cambridge Festival-Theater bereiten „Hoppla, wir leben“ für Ende Februar vor. „Hinkemann“ gelangt ebenfalls im Februar an der New Yorker Volksbühne und an der Phylance Theatre in Paris, „Maschinenstürmer“ in Budapest zur Uraufführung. — Von Feuchtwangers angeliehene Stücke „Petroleuminseln“ und „Kalkutta, 4. Mai“ sind in englischer Sprache bei der Viking-Press, New York, erschienen.

Zweites händiges Theater in Rom. Eine Gruppe von Schauspielern des Titanischen Stadttheaters und von Schülern des Staatl. Studios hat ein Ensemble gebildet, das unter dem Namen „Volks-Theater“, nach einigen erfolgreichen Gastspielen in der Provinz, sich als zweites händiges Theater in Rom niedergelassen hat. Bei den Gastspielen in der Provinz hatte Schillers „Kabale und Liebe“ den größten Erfolg.

Unterhaltung // Beilage der Danziger Volksstimme

Das Lotterielos / Von Richard Huelsenbeck.

Das war in der Kneipe zu Burrians Esel im Hafen-
viertel von St. Franzisko. Tom Parker und Bill Goose
lagen hinter den klirrenden Eisereisemaschinen. „Ver-
fluchte Zeit“ sagte Bill. „Ganz blöde Zeit“ meinte Tom.
Darauf kam der Kellner und gab ihnen aus einer dicken
bauchigen Flasche etwas Schärfe in die Gläser. „Es wird
besser“ sagte Bill. „Die Sonne scheint“ meinte Tom. Sie
sahen eine zeitlang schweigend und horchten auf den Straßen-
lärm; der Kellner, ein Mann mit einer Narbe quer über
das Gesicht, bewegte sich lautlos hinter der Bar, auf der
eine Reihe von Mischkoffen friedlich rasteten.
„Also neulich“, begann Bill, „ist mir was Merkwürdiges
passiert. Ich liege in meinem Bett in dem Zimmer in der
Festung, weißt du, bei der Wirtin, über die du dich so
lustig gemacht hast. Da läutet das Telefon...“
„Nein...“ schnarrt Tom.
„Ich sage dir, es war das Telefon. Aber das ganz Merk-
würdige ist die Zeit, zu der das Telefon rief. Es mochte
ungefähr 8 Uhr nachts sein...“
„Du...“
„Das steht dich natürlich in Erstaunen, aber es war 3 Uhr
nachts, mein Junge, ich gebe dir mein Ehrenwort. Eine
dicke schwarze, unheimliche Nacht. Als das Telefon rief, lag
es mir kalt den Rücken herunter. Was kann in so
einer unheimlichen Nacht nicht alles passieren? Wie? Ich
drehe mich in meiner verträumten Bettstelle um, daß sie knack-
te, wie wenn man Brennholz über dem Knie zerbricht...“
„Hallo...“
„Ich gebe dir mein heiliges Ehrenwort, Tom... genau
so wie ich sage, wie wenn man Brennholz über dem Knie
zerbricht. Ich drehe mich also in meiner verträumten Bett-
stelle um, ziehe mir die Unterhosen an, gleite in meine Pan-
toffeln und dann... die Treppe hinunter ans Telefon.
Der Kopf rauchte mir. Weiß nicht, ob das von dem Whisky
gekommen war, den Fred uns in die Milch gegossen hatte
oder ob die Angst mir im Schädel saß. Ich also ans Telefon
und den Hörer abgenommen... Hallo, hier Bill Goose...
was meinst du, wer am anderen Ende steckt...? „Gott
ich wissen“, murzte Tom und stierte in seinen gepfefferten
Eisereisemaschinen.
„Hier Lotterielosnehmer Spot... William Spot...
Du weißt, der Mann mit der blauen Nase, der immer mit
aufgerissenen Mund geht, als wenn er Wert darauf legte,
den Wind zu schlucken...“
„Was war also los? Warum spannt du mich so auf die
Folter?“
„Was los war, Tom? Was los war? Du wirst dich
mundern, daß ich noch hier sitze. Wenn es richtig zuginge,
könnte ich jetzt schon auf eigener Facht durch die Meere
gondeln oder mir einen Luxuswagen kaufen oder nen
Zirkus mieten für mich ganz alleine...“
„Du bist übergeknapp...“
„Weißt du, was er gesagt hat...? Haben Sie nicht
neulich bei mir das Los dreitausendfünfhundertsechshun-
dachtzig gekauft? Sind Sie nicht vielleicht Bill Goose, der
Mann, der neulich wegen Betrunktheit sechs Wochen Ge-
fängnis abgesessen hat...?“
„Ababa...“
„Das Beste ist mir weniger angenehm zu hören, aber
der Bill Goose bin ich und das Los habe ich auch gekauft. Es
liegt unter meinen Strümpfen in der Nachttischschublade.
Aber nun will ich wissen, William Spot, warum Sie mich zu
so ungewöhnlicher Zeit anrufen...? „Weil Sie das große
Los gewonnen haben, Mann...“ „Ihre er, und ich falle fast
in Ohnmacht... eine Million Dollar — ich falle fast in
Ohnmacht, als ich das höre... das große Los...“
„Weißt du vielleicht, was das bedeutet, Tom...?“
„Wo hast du das Geld?“ fragt Tom fasslich.
„Das Geld? Mensch, laß mich ausruhen. Ich taumele
zurück. Das Vieh in den Stock Yards kriegt einen Schlag
vor den Kopf. Du weißt es... so taumele ich zurück, der
Hörner klackert gegen die Wand. Ich komme, ich komme,
William Spot, rüchle ich ins Telefon... ich komme, mir
meine Million abgeholen... hm...“
Tom hat die Hand von seinem Milchglas fortgenommen
und starrt Bill an. Bill fuhr fort:
„Die Treppe hat Stufen, auf... ich sehe keine Treppen-
stufen... was soll ich Treppenstufen sehen... ich steige,
Tom... ich bin ein Jagdhund... die Zunge hängt mir
aus dem Hals... mit einem Griff an den Nachttisch, die
Strümpfe weg... wolle ich wohl weg, ihr verdammten
Falsche... also das Los... das Los dreitausendfünfhun-
dertsechshundachtzig...“
„Wo war das Los?“
„Es war natürlich nicht da...“
„Gib mir gedacht... hast's verloren... verloren, ver-
spielt...“
„Ich hatt's verliehen... einer... weißt du, der Apfelsinen-
verkäufer aus der Golden Soule Street hatte mir fünf
Dollar darauf geliehen... es fiel mir ein... möchte mir
den Schweiß von der Stirn... eine Million Dollar, Junge,
Junge... also...“
„Was nun?“
„Was nun? Wie dumme du fragst... ich las in der
Nacht... es war eine dicke gefährliche Nacht mit einem
Nebel, wie er hier sehr selten vorkommt. Während ich renne,
höre ich die Polizeipfeife an den Gassen, eine große Uhr schlägt
über mir... oder ist's ein Lautsprecher... wo wohnt der
Apfelsinenverkäufer... er wohnt in einem Keller...
schichtvertändlich... ich weiß, daß er in einem Keller
wohnt... ich habe ihn ein Duzendmal gesehen... gar
nicht weit von der Festung entfernt... hm... nun
bin ich vorbeigelaufen... ich laufe im Kreise herum wie
ein Zirkuspferd... meinst du, ich finde den Keller...?“
„Nur...“ sagt Tom. Er umkrampft wieder das Milch-
glas.
„Dann sind da Leute... eine Menge Menschen. Wo
kommen die Menschen zu dieser Nachtzeit her? In meiner
Nacht spreche ich einen schädigen kleinen Burschen an, der so
ausieht wie der Tom Burden, du kennst ihn, den ge-
rissenen Knaben von der Hippolyt-Versicherungskompanie.
Ich sage ihm: „Wie kommt es, daß Sie zu einer Zeit, in
der anständige Menschen auf dem Rücken in ihren Betten
liegen, hier beschäftigungslos auf der Straße stehen?“ Der
Kleine ist keineswegs ängstlich, nähert sich mir, stellt mich an
einen Bänkchen und hebt sich auf die Beine, um mir was
ins Ohr zu sagen. Es handelt sich um den budligen Apfel-
sinenverkäufer, sagt er...“
„Da, der Teufel auch...“
„Der Teufel, ichre ich, dem ich mein Los geliehen habe?
Ich weiß nichts von Ihrem Los, meint der Kleine, es geht

mich auch einen Dreck an, aber was den Apfelsinenverkäufer
betrifft, so wird er von der Polizei wegen Mordes gesucht.
Er hat seine Frau mit einem Beil erschlagen. Sehen Sie,
da hinten kommt eine ganze Schar von Schulkleuten, sie
wollen ihn einfesseln und überkuppeln... der Kleine
dreht sich ab, die Menge schwillt an. Ich denke, er hat sie
wegen des Mordes erschlagen... Himmel Donnerwetter...“
„Das wird ja immer besser... aber wo ist das Geld?“
„Warte noch ein bißchen. Als ich so unter den Bäumen
stehe, die murmeln wie eine Anzahl Wasserfälle, schreit einer
„Da hinten läuft er...“
„Er lief da wirklich...?“
„Ich sehe auch jemand laufen, eine kleine, budlige Ge-
stalt... er ist es... er kann's nur sein... ich mache
einen mächtigen Satz... he... meine Beine hämmern
die Straße... die Häuser fliegen an mir vorbei... ich
werde immer wütender... einmal schlaue ich mit der Hand
gegen eine Laterne... bum... es blutet... aber der
Budel rückt näher... da... da... noch einmal...
baum... da... jetzt hab ich ihn...“
„Du hast ihn wirklich bekommen...?“
„Ich habe ihn wirklich bekommen... ich schreie... als

mir das Los, Salunk... das mit deiner Frau geht mich
nichts an...“
„Und die übrigen Menschen, die Polizei...?“
„Waren weg... die Straße leer... er sagt, ich habe
nicht... ich bringe dich um, Salunk, schreie ich... wir
packen uns, wir ringen... er kann mir nicht lange wider-
stehen... er ist klein und budlig... ich schüttelte ihn
durch, gebe ihm einen Klaps gegen den Kopf und lege ihn
wie ein Paket auf die Straße...“
„Teufel nochmal...“
„Hm... und dann ziehe ich ihm das Los aus der
Westentasche... es war das Los dreitausendfünfhundert-
sechshundachtzig...“
Tom fängt an, fürchterlich zu grinsen.
„Ich hatte mich geirrt... William Spot hatte sich geirrt...“
„Aber die ganze Sache ist doch ein Traum, nicht wahr?“
„Natürlich, es war ein Traum, Tom... ich erwachte
schweißkriessend in meiner Bettstelle... es war ein Traum,
Tom... aber doch eine sehr, sehr merkwürdige Sache...“
„Warum merkwürdig, alter Esel...?“
„Weil das Los dreitausendfünfhundertsechshundachtzig
gewonnen hat. Ich erfuhr es am folgenden Tag aus den
Zeitungen, eine Million...“
„Da bleibt einem die Spude weg...“
Der Kellner bringt neue Milch mit Whisky; Tom und
Bill reden von anderen Dingen, sie betrinken sich langsam.

Der gute Kunde / Von Artur Leitner.

Der Herr hatte einen aufrechten, straffen Gang, ein an-
genehmes Gesicht mit einer entwickelten Stirn, schöne Augen,
eine kräftige, dabei wohlklingende Stimme, war überhaupt in
allen der Typ eines wohlhabenden, gutgekleideten, vermög-
enden Mannes. Der würdige Juwelier, der sich etwas auf
Menschenkenntnis zugute tat, trat um einige Grad verbind-
licher aus dem gepanzerten Büro. Nur gewohnheitsmäßig
setzte er die Alarmvorrichtung in Bewegung, die in Werkstelle
und Wohnung vier Minuten später Alarm ertönen würde,
wenn er sie nicht selbst abstellte — eine vielleicht überflüssi-
ge, aber sonst vortreffliche Einrichtung. Der Herr hatte ein
entsprechendes, goldenes Zigarettenetui, — aus dem ein Brill-
ant gebrochen war, den er neu gekauft wünschte. Er freute sich
sichtlich über die Bewunderung, die seinem Schmuckstück gesollt
wurde, meinte die Komplimente des Juweliers zurückgeben
zu müssen, indem er sich über einige hervorragende Auslagen

wenn der Gast laute! Hunderttausend Mark. Begeistert
reichte er dem Herrn einige Stücke Tuch, die Wirkung er-
höhte sich ja noch, hier zum Beispiel auf dem hellgrünen
Samt, auf der zellfarbenen Seide, auf dem fleischfarbenen imi-
tierten Stilk. Drei Augenpaare starrten auf das Wunder,
mit dem ergebenem bewundernden Ausdruck, den der schöne
Mädel oder Hals einer Fürstin verdient. — „Das ist die
Krone, — nein, — die Perle aller Perlen“ — der Herr
sprach zuerst wieder. „Ich habe nie etwas Schöneres ge-
sehen. Wie eine von hundert Geschlechtern geweihte,
schwarzgeronnene Krone — wirklich, so banal sonst der Ver-
gleich ist.“ Er legte den Schatz behutsam in den Behälter,
stand erregt auf und ging hin und her. „Ich möchte sie
kaufen“, sagte er mehr zu sich. Erlauben Sie, daß ich mit
meiner Frau telephoniere.“ Wirklich die Beschreibung, die
der Herr seiner jenseits der Leitung stehenden Gattin
machte, war ein dichterlicher effektvoller Erguß, kein Wunder,
daß sie die richtige Wirkung hatte. — „Also meine Frau ist
gleich mit entzückt, sie wünscht die Perle zu sehen.“

An den Tod.

Gerrit Exelle.

Mich aber schone, Tod,
Mir dampft noch Jugend blutroter,
Noch hab' ich nicht mein Werk erfüllt,
Noch ist die Zukunft dunkelgrün.
Denn schone mich, Tod,
Wenn später einst, Tod,
Mein Leben verbleibt ist, verlohnt
Ins Werk — wenn das müde Herz sich neigt,
Wenn die Welt mir schweigt,
Dann trage mich fort, Tod.

des Lebens ankerte, mit großer Sachkenntnis und wahrhaft
genügsamem Entzücken. — „Die Zeiten sind für uns Juwe-
liere nicht sehr günstig“, plauderte der Juwelier, „es ist das
Verständnis für unsere Kostbarkeiten eminent zurückgegangen,
und damit natürlich das Verlangen danach. Unsere meisten
Käufer sind geistlose Leute, die so Juwelen zur Erhöhung
ihres Pumps erwerben, für die der aparteste Stein nur in
Verbindung mit seinem Preis etwas ist.“ Der Herr nickte,
beachtete sich eben mit einer kleinen Malinagrasse. „Sinn-
voll kommt sicher“, meinte er, „daß wiederum die Kenner nicht
mehr so glänzend gefestigt sind, um viel Schmuck zu kaufen;
schließlich sind unzählige Familien geradezu verarmt, die sich
auf raffinierten Geschmack verstanden. Ich muß sagen, auch
ich muß mich zurückhalten, darf nicht der in meiner Familie
traditionellen Leidenschaft für diese Kostbarkeiten folgen.
Aber immerhin, diese Agrasse — geben Sie sie mir, — sie ist
schön. Und das Einmal machen Sie mir schnellstens.“

Er griff nach seiner Brieftasche und zahlte die geforderten
700 Mark. Dinstag zurückkehrend, sah der Juwelier doch, daß
juchende Tüschchen war (schwer von großen Banknoten). „Darf
ich Ihnen noch etwas zeigen?“ sagte er verbindlich, selbst-
redend nur zu Ihrem Vergnügen. „Ich danke sehr“, der
Kunde lächelte — auf eine reizende, fast jugendliche Art, „aber
schöne Dinge zu sehen, ohne zu kaufen, ist schließlich ein Ver-
gnügen. Vielleicht das nächste Mal. Ich bleibe einige Monate
in Wien. Gestatten Sie übrigens“ — er nannte einen Namen,
der dem Juwelier ein großes westdeutsches Unternehmen ins
Bewußtsein rief. „Auf Wiedersehen.“ Der Juwelier küßte
eine klare Freude in sich, daß der vornehme und geschmack-
volle Fremde gerade sein Geschäft gewählt hatte. So war man
doch nicht völlig von der mörderischen Konkurrenz der Wiener
Juweliere ausgeschaltet. Er gab sich selbst besondere Mühe
mit der aufgetragenen Arbeit und nahm sich vor, für den
Fremden einige schöne Stücke vorzulegen, wenn er zur Ab-
holung wiederkam.

Durch die Spiegelflächen seiner Fenster sah er eines
Tages den fremden Herrn vorfahren, in einem sehr elegan-
ten langen Wagen. Als das Geschäft erledigt war, bat er
den Herrn ins Büro. „Ihr lebhaftes und echtes Interesse
voraussetzend, daß uns Juwelieren ja so sehr schmeichelt,
habe ich sehr kostbare Stücke dort ausgelegt. Sie werden
Ihre Freude haben.“ Er hatte sich nicht geirrt, der Herr
zeigte wirklich eine herrliche Freude an den Sachen, er
konnte sich nicht genug tun in bewundernden Worten. Er
schien auch Kaufinteresse für dieses und jenes zu haben.
„Eine geringe Auswahl scheinen Sie an Perlen zu haben“,
meinte er schließlich, und doch schwärmte mein Freund
Baron Kerleben, der mich zu Ihnen empfahl, von einer
schwarzen Perle.“ Der Juwelier erröte fast vor Stolz.
„Die schwarze Perle! Ja, das Hunderttausendmark-Stück!“
„Sie besitzen es nicht mehr?“ „Gewiß.“ „Ach bitte, zeigen
Sie es!“ Ein Gefährte entnahm das Juwel dem sicheren Safe
und... Kaum, daß er es gesehen, ging ein Erschrecken
durch den Fremden. Seine Hand zitterte, seine Augen starr-
ten mit faszinierter Anstrengung, die die Pupillen ver-
größerte und wie leblos machte, auf die Perle. Der Ju-
welier war starr vor Entzücken. Einen solchen eminent be-
gabten Kenner hatte er lange nicht getroffen. Und wie —

In diesem Augenblick erwachte in dem Juwelier die
ganze Wahrheit. Vorsichtige und zurückhaltende Schläue
des gewiegten Geschäftsmannes, den Erfahrung lehrte, auch
bei den verlockendsten Geschäften kühl bis ans Herz zu
bleiben. „Ich werde mir erlauben, die Perle zur Ansicht
oder Kauf in Ihr Hotel zu schicken. Wie wünschen Sie die
Zahlung?“ „Gegen sofortige Kasse.“ „Ich wäre Ihnen
dankbar dafür. In einer halben Stunde.“ In einer hal-
ben Stunde!“ Die Schritte schritten noch beschwingt vom
Entschluß aus, ging der Herr.

Der Juwelier beauftragte seine zwei Gehilfen mit der
Besorgung und erbat sich zu ihrer direkten Begleitung
einen Geheimpolizisten. Nur abzuklären gegen Geld! war
die strenge Weisung. Die Drei nahmen ein Auto.

Der Herr wohnte nicht eben pompös; in seiner Gattin
lernten sie ein zartes, offenbar sehr liebevolles feines Ge-
schäft kennen. Sie ankerte ihr Entzücken stiller als ihr
Gatte, doch eben so warm. Der Herr schrieb einen Schied,
Gehilfen und Geheimpolizist sahen sich verflochten an, Schied
im Herge. Was nun? Darauf waren sie ja nicht vor-
bereitet. War der Schied Geld? Andererseits — wie, wenn
sie den Herrn beleidigten? Als habe er sie durchschaut,
sagte der Herr freundlich: „Vielleicht ist einer von Ihnen
so lebenswürdig, den Betrag auf diesen Schied zunächst zu
erheben. Ich könnte mir denken, daß Ihnen Dargeld wil-
kommener ist. Die Herren rauchen derweil!“ Ein restlos
noller, verständiger Herr! — Schnell war der Gehilfe
wieder da, hatte das Geld, quittierte. Alle drei blickten
hin aus.

Fast zwei Wochen später, der Juwelier dachte oftmals
mit Bewunderung an seinen Kunden, tief tiefer an, ob
nicht eine zweite schwarze Perle vorhanden sei und zu
welchem Preis. — Leider mußte er bedauern — nein, —
es würde auch schwer sein, eine zweite zu finden. Indes er
wolle sich bemühen. Wie vorausgesehen, waren die Be-
mühungen tatsächlich vergebens. Der Juwelier selbst über-
brachte dem Herrn das Ergebnis. Der Herr wollte Ohr-
ringe für seine Frau davon haben, hörte er; ob nicht viel-
leicht in Amsterdam bei den dortigen Perlenhändlern?...
Der Juwelier versprach dort anzufragen. Nachmittags er-
schien der Herr. Er hatte eine Adresse — ein kleiner Amster-
damer Juwelier, vielleicht, daß der...

Der Juwelier telegraphierte. Zu seiner großen Ueber-
raschung hatte er diesmal Erfolg. Zwar sei die Perle
enorm teuer, wurde geantwortet. Der Juwelier entschloß
sich, die Reise von Wien nach Amsterdam zu machen. Bis
hundertzwanzigtausend zu geben hatte er Auftrag. Aber
diese elenden mickrigen Händler in Amsterdam ließen auf
ihren Schätzen wie Beelzebub. Hundertfünfundachtzig ver-
langte der kleine Händler für ein allerdings herrliches
Exemplar von schwarzer Perle! Der Juwelier entschloß
sich, nicht einfach das Geld wieder zu räumen. Er tele-
graphierte dem Kunden. Natürlich fand der es zu hoch.
Telegramme wechselten in erregter Folge. Der Juwelier
wollte von seinem Verdienstausschlag etwas ablassen:
Hundertfünfundachtzig! Schluß! — Schön. Damit verbiente
er eben nur Zehntausend. Unter deutschen und holländischen
Flüchen zahlte er hundertfünfundachtzig. Der Händler ver-
sicherte, er habe selber hundertundvierzig geben müssen.
Der Juwelier reiste zurück. Die Perle hüte er wie sein
Auge; in der Brust. In Wien fuhr er gleich selbst ins Hotel.
Leider sei der Herr gestern Abend abgereist. Der Juwelier
wurde bleich. Sollte er auf seinem überkauften Kauf sitzen
bleiben? Er entschloß sich endlich, an die Familie des Herrn
zu telegraphieren. Das Antworttelegramm war völlig un-
verständlich. Kein Glied der Familie war jemals in Wien.
Kaufungslos harnte er auf Telegramm und Perle. Zuletzt
konnte kein Zweifel mehr sein: Die schwarze Perle war
sein altes Exemplar; er hatte es zurückgekauft.

Ferner Händler, erfuhr er bald, habe sein Geschäft nur
eben acht Tage getrieben; eine sogenannte Eintagsfliege
wie sie neuerdings leider auch in dieser Branche vorkommen.

Der Schwur / Von A. Richard Kämpfer.

Nur eine kleine Geschichte will ich erzählen, eine kleine Geschichte ohne Sensationen und ohne dramatische Effekte. Sie fiel mir gerade wieder ein, als ich gestern allein durch verschneite Tannenwälder und über vereiste Seen des Nordlandes schritt.

Es ist doch oft, daß eine Landschaft, ein ganz bestimmter Versuch, ein fremdes, und doch so bekannt erscheinendes Gesicht längst vergangene Zeiten in uns wachrufen. Zeiten, die überwunden waren vom Trubel und Värm der Gegenwart. So fiel mir gestern, als ich unter drückender Schneelast sich bogenende Tannen sah, ein Winter ein, der weit, weit zurückliegt.

Es ist der Winter 1915/16. Tief in Polen lagen wir, in den verschneiten Wäldern am Narodzi-See, wohl 100 Kilometer östlich von Warschau. Ein richtiger russischer Winter! So streng, daß nachts die Weibsbänder nur noch zu dritt und vier marschieren durften, bis an die Zähne bewaffnet, denn die Wölfe hatten vor Hunger die Schen vor den Menschen verloren und frischen Beute um die Dörfer, in denen die Waggons lagen und die Pferde unruhig und ängstlich in den Ställen zusammenstießen.

Ein Winter, zu kalt, um zu kämpfen. Man schob, doch ohne zu zielen. Nur, damit die Waffen nicht einfroren. Man schob in die weiten, weißen Wälder und suchte, daß das Blei doch nur den frohstehenden Tannen die Nadeln ritzte, keinesfalls des Stachelbrahmes.

Und dann froh man frierend zurück in das warme Erdloch, in dem ein primitiver, kleiner Ofen qualmte, warf sich süßend auf verfaultes Stroh und döste faul, träge der Nacht entgegen.

Hinter dieser verschlafenen, verschneiten Front, in Abramowitsch, lagen die Waggons, die Kranken und die Quartiere für die Ruhesten. Jede vierte Woche waren wir dort, wurden entlastet, schliefen in Gruppen getrennt in polnischen Bauernhäusern, die arm waren und schmutzig, wie eben polnische Bauernhäuser sind, und am Tage übten wir langsamen Schritt oder stürzten mit Todesverachtung den nahen Waldbrand, aus dem uns ein wellverlaffenes dünnes Schuppenfeuer mit Wappatronen entgegengeplakerte.

Doch die Wälder waren schön, denn die verbrachten wir beim Jagen. Das war ein feinsten Mann mit Ringelbart und langem, schwarzem Kasken. Mit einem zur Testtube umgewandelten Treibschaden und einer blutigen Tochter, Nofa, die sein Enkelkind hätte sein können. Dort tranken wir Tee, den Nofa uns an laubere gezeichnete Tische brachte. Dort spielten wir Karten und suchten, wie nun einmal Soldaten suchen. Dort sangen wir, wenn auch ohne Frauen, nach einem alten, fröhlichen Gramophon, dessen Platten meist geprüngten waren. Und eines Tages hängten wir ein großes Bild über die Testtube, auf dem mit roter Farbe „Bar“ geschrieben war. Nur dem alten Juden schien der Name doppeldeutig, denn jedesmal, wenn einer von uns ein kleines Kreditkonto bis zur nächsten Pöhung verlangte, lächelte er pfiffig und deutete mit dem langen Finger auf das Bild am Eingang: Bar!

Das waren unsere Wälder. Ein Stück verschneiten Grabens hinter Stachelbrahm — ein Erdloch zum Schlafen — der kurze Weg nach der dicht hinter der Linie eingebauten Küche und — Abramowitsch!

Abramowitsch aber war das Paradies. Die warme Testtube, das lärmende Gramophon erheiteten uns die Seelen. Vielleicht nur deshalb, weil dort in der öden, feldarmen Monotonie ein Mensch war, der nicht, wie wir, den grauen Mod trug und doch unsere Sprache verstand. Vielleicht nur deshalb, weil wir dort zahlende Wälder waren, und Menschen, nicht nur Soldaten. Vielleicht aber auch, und das scheint mir sicher: Abramowitsch und die Testtube waren

uns nie das gewesen, was sie uns waren, — ohne Nofa. Der schmelzende Glanz ihrer schwarzen, mandelförmigen Augen ließ uns die Seele vergessen. In ihren Augen spiegelte sich das Leben. Und deshalb liebten wir sie, vom jüngsten Rekruten bis zum ältesten Erfahrungsveteranen. Doch wie in genossenschaftlichem Einverständnis gehörte sie uns allen — und deshalb keinem. In unserer Mitte war sie so sicher wie in Abraham's Schoß, und ihr bester Schutz war unsere brüderliche, eifersüchtige Liebe.

Ich sollte nach Warschau fahren, um Ersatz zu holen. Da die Straßen belebt waren, fuhr ich allein. Das heißt, ich sollte es. Aber am Abend kam Nofa's Vater zu mir an den Tisch und bat mich, Nofa mitzunehmen, zum Einkauf.

Ich sagte freudig ja, doch unter den Freunden gab es ein großes Hallo und erbißte Köpfe. Und das Ergebnis selbstschafflicher Beratungen war, daß ich schwören sollte, den ungeschriebenen Satzungen der Genossenschaft treu zu bleiben und Nofa nicht zu lieben.

Ich schwur.
Am nächsten Morgen verstaute ich Nofa auf einem Pauschschlitten auf dichtem Stroh. Die Freunde brachten Decken und einen grauen Soldatenmantel an den Schlitten, denn Nofa durfte nicht frieren. Während gaben sie uns das Geleit.

Als die Nacht heraufzog, hatten wir 70 Kilometer zurückgelegt. Ohne viel zu sprechen, denn die Luft war eiskalt und der Weg nicht immer gut. Wir hielten in einem alten, verlassenen Bauerngehöft, und während ich die Pferde aus- schickte und verlorste, zündete Nofa in der Stube den Ofen an und ludte uns Tee.

Wir setzten uns auf Stroh, denn Tisch und Stühle waren längst von durchziehenden Soldaten als Brennholz verwendet worden. Wir schnitten uns Bröte und aßen Wurst dazu. Kriegswurst, Konservewurst.

Es war eine seltsame Nacht. Allein mit einem blühenden Mädchen im Dämmerlicht einer einzigen Kerze. Und ich hatte seit zehn Monaten keine Frau mehr geküßt. Sie lag neben mir, hatte die Hände unter dem Kops zusammengeklammert und sah mich an. Ihre Brüste hoben und senkten sich wie in froher Erwartung. Ich sah ganz deutlich, daß sie lächelte. Dieses Lächeln traf mich bis ins Mark, ließ mich ein heißes, quälendes Begehren aufsteigen. Ich griff in ihre langen schwarzen Haare und ließ sie spielend durch meine Finger gleiten. Als sie weiter lächelte, ein fragendes, verwirrtes Lächeln, küßte ich diese Haare und dann ihre offenen Lippen. Ich presste sie an mich; ganz fest lagen unsere Körper aneinander, und das quälende Begehren wurde zur unerträglichen Pein.

Doch wie ein nimmendes Witter lag zwischen uns: mein Schwur.

„Wie soll ich dich nennen?“ fragte sie, und ich nannte ihr den Namen, mit dem mich meine Mutter rief. Als ich ihn aussprach, mit leiser, singender Stimme, barg ich meinen Kops an ihre Brüste.

Sie strich mir ganz sanft über den Schmel, sozend, zart, wie nur Frauen es können. Da erzählte ich ihr mit stotternder Stimme von dem Schwur, von den Freunden. Sie hatte mich groß angesehen, zweifelnd, erschrocken, und dann warf sie sich zurück auf die Seite, barg das heiße Gesicht in den Händen.

Ich stand auf und machte mir am Ofen zu schaffen, tat feilches Holz ins Feuer.

Wilde schlich ich zurück, teilte das Stroh und schlief.

In Warschau ließ ich Nofa bei Verwandten und kaufte mir am Abend ein Weib für wenige Rubel. Ich schloß die Augen als ich schlief, und dachte an Nofa, denn das konnte kein Schwur mir verbieten.

hoch, und als über ihm das Gesicht der großen Freundin zu erkennen war, war alles gut. „Du bist bei mir.“ dachte er wohl, „dann wird mir Schlimmes nicht geschehen.“ Solange meine Frau in Blidweite des Raters war, ließ er sich zum Erkennen des Raters ohne Widerstand unter- suchen und Spritzen geben. Und als das Unheilbare seines Leidens feststand, aling Nofa's Vertrauen auch den letzten Schritt. Ohne die geringste Abwehr empfing das große wehrhafte Tier die Narkose und den Tod.

Daß ein Beweisen so bedingungslos dem anderen ver- traut, ist vielleicht die hinreichendste Eigenschaft der Katzen; für uns Menschen liegt darin eine gewaltige Verant- wortung.

Katzen sind mit ihrer Umgebung eng verbunden; jeder neue Gegenstand im Zimmer muß erst von allen Seiten umschritten werden und geht dann ganz selbstverständlich in den Besitz des Tieres über. Wer würde es wohl dem braunschwarzen gekleckten Rater auf Naga Sealed verwehren, daß er nach freiem Velleben auf den leichtlichen von Rudolf Schulze-Raumburg springt und mit kritischem Blick die Schöpfungen seines Vöhrern betrachtet? Dieser Rater ist ein wehrhaftes, schönes Tier mit großem Frei- heits- und Bewegungsdrang. Für ihn müssen von einem Zimmer zum andern Durchschlüpfe angebracht werden; nur beherrscht er sein Reich und liegt behaglich auf hohem Schemel, sieht aus großen, funkelnden Augen in den Hof hinaus, wo die Hunde ihr begrenztes Spielfeld haben.

Dieser Bericht wäre unvollständig, würden nicht die edlen Beschreibungen des Tierdichters und der maritimen Fürsorge erwähnt, die in unserer Zeit den Katzen ganz besonders ge- widmet sind. Es gibt Nofa mitten in den großen Städten, milblätige Damen haben in aller Stille einen Katzenhort gegründet, wo kranke, verirrte oder alte Tiere Pflege und Futter finden und vor Verfolgung sicher sind.

Wer Tiere liebt, muß für sie sorgen. Güte allein tut es nicht; das Böse abzuwenden, das von irgendwo unseren Freunden droht, ist Menschenpflicht.

Der Klabautermann.

Erzählung von Kurt Bod.

Dang Tid ist das her, fast zwei Menschenalter, — aber mir unvergesslich. Als Seemann fuhr ich nach, und unsere Dorf machte eine Fahrt mit einer steten achterlichen Brise von Kopenhagen, durch den Kanal nach Portugal. Wir führten aber auch einen Ausbund von Frohsinn an Bord, den kisten Schiffsjungen Peer, dessen strahlende Augen und frohen Wuschelkops das Vahen vom Kielraum bis in die Toppen trugen. Eine ganz bannige Art, der Peer. Als Peter, der Vollmatrose, ihm wegen irgend wegen eines schlechten Kessels eine Quallshotte stecken wollte, baumelte der Junge stotternd mit nur einer Hand am rüttelnden Gassel- ende, trampelte quackelnd mit den Dackelbeinen und fingerte Peter eine lange Nase, — so habreblühen selbst- mörderisch schaute sich dies Bild an, daß Peters Priem vor Schreck in die Gurgel verrutschte und der Mat sich eine gute Stunde in der Komblüte mit Nöckeln, Vahen und Winkeln halbtot radern mußte.

An der irischen Küste aber booteten wir zwei Mann frank aus und an ihrer Statt munterte ein Gine von Keri an „Brandtopf, Wuschelpaket, — mit irgend so nem tollen Namen, D. Brien glaub ich.“

Also von Irland an wurde alles verrückt, nicht allein Wind und Wetter, die uns bestig verquer flüßten, denn Kurs verlorste und mit Bagel und Nebel schmissen, sondern schimmer noch: Peer war verdröht, sein Kops borstig, seine Lichter schen! Nie mehr turnte er auf Wagspriet oder Reeling spazieren. Und den Goliath D. Brien umschloß er wie ein ausgehungertes Rater den Baum voller Starenkästen. Und er schwieg! Schwieg verbissen, der Saluterer!

Vor Vordrang hatten wir die erste ruhige Nacht. Die Bordwache lehnte friedlich auf Vordock, da melbete sich das Unheil zum ersten Male: Ein ganz verbeumeltes Poltern ging im Kabelaatt los. Wir auf, los, nachgeschaut — alles in Ordnung, nichts zu finden.

Und so ging das nun fast Stunde für Stunde, bald im Pumpschacht, bald am Gangspil, dies rätselhafte Rumoren und Gemurds.

Peer, das Baby, sprach zuerst aus, was alle düster ver- schwiegen; der Klabautermann. „Den pagst wat he bi uns nicht! Wenn he sid op de Mahoden weest, oder bi'n Uns- spriet, denn so geht wi altsoam foppelker.“

Aber der Kopsseit zeigte sich auf andere Weise. Vor der portugiesischen Küste überfiel uns eine wilde Nacht mit Sturm und Fallböen, giftigen Wellen und getisterhaft ausenden Lichtern, grauenwillen Gischgehallen auf Wogen- kammern und Todesrachen in den schwarzen Schluchten. Eben hatten wir das peitschende Vorigel und Klüver ge- borgen, da tumelte vom Bug her D. Brien brüllend an uns vorüber, beide Arme vorm Gesicht schühend gekreuzt, und hinter einer aufgeschossenen Lanwerklatt her schritt ein spitziqes Gelächter achter hinter ihm her.

Mit dem Morgendämmer erst klarte es auf und legte sich das Unwetter, der Räder gab einen Extragrog. So ver- sammelten wir uns im Mannschafstropf und hockten stumm um den zerbrochenen, freibeweißen D. Brien her, der seine rechte Hand weit von sich weg auf den Tisch geschoben hatte. Und die war blutgerötet.

Wir hockten wie ein heierkades Geheimgericht, und Peter begann: „Nu vertell man, du blutiges Trübsen, wat is dat mit di? Du weest doch, wen Klabautermann sich zeigt, mit dem is dat nich geheuer, Du heest eenen toll mast, wat?“

D. Brien sackte mehr in sich zusammen: „Ja, eine Frau. — Aber ich gebe von Bord!“ schaute er auf, „seht im ersten Gassen! Das Männlein hat meine Hand gepackt, es sah aus, wie alle es erzählen: weiße Schifferhosen, rote Jade, alter großer Epithut, der ganze Klabauter nur zwei Fuß hoch. Und dann hat er gelacht — das vergesse ich nie! Nie!“

Peter schob ihm einen Grog hinüber: „Na, denn juup man eenen. Un keene Vange nich. Wi alle können nix nicht ut. Aber unsse Planken müssen sauber bleiben, da ver- schwindet also von Bord un wi weet von nix. Un nu, heim, lana mal dat Schipperkavaler herut!“

In Porto ist D. Brien dann auch verdrückt. Und die Rück- fahrt wurde wieder mei, platt vor de Wind, mit Vahen vom Bug bis zum Heck, mit Peers blanken Ruten und fröhlich frech wehendem Schoppe.

Aber einen Tag vor dem Heimathafen überraschte ich Peer beim Kramen über seiner Schiffsliste: da lag Klabautermann's bunte Gau!

Und grinsend stand der Junge alles, wie er das Ver- brechen aus den Augen und von den fahigen Händen des Matrojen gelesen und die Probe gewagt habe, — wie er mit an Schiemannsgarn gezurten Tafelböden, die er durch die Lüftungsbreite hinabließ, rumorte und polsterte, sein Gesicht mit Kreide und seine Hand mit Mennige bemalte, — und wie er recht behielt der kiste Peer.

Die freche, gute, kleine Kröte! Ich habe den Jungen nicht wieder gesehen, — aber ich bin mir gewiß: sein helles Vahen hat viel und eitel Freude um den Erdball gestreut.

Ihre Augst. „Ueberrnorgen ist meine Hochzeit, Volla, und ich habe solche Angst vor dem Heiraten.“ — „Hab' dich doch nicht so, du kennst doch den ganzen Hummel schon.“ — „Ach, so meine ich es ja nicht. Aber vor dem Kochen!“

Katzen / Von Paul Eipper.

Man kann die Tierfreunde unter den Menschen geradezu in zwei Hälften teilen: die einen lieben Katzen, die andern hassen sie und sagen, nichts ginge über einen Hund. Men- schen, die nur den Hund für würdig halten, unser Lebens- gefährt zu sein, wollen etwas vom Tier; sie erwarten Schutz, Kunststücke, Beweise von Klugheit, Innerstärkenheit und Treue — der gute Hund!

Katzen aber tun uns diesen Gefallen nicht. Und nur der Tierfreund wird wirklich etwas von ihnen haben, der sie ihr eigenes Leben leben läßt und am Anblick ihrer unverbil- deten, herrlich schönen Individualität Genüge findet.

Wer sagt, Katzen seien nicht anhänglich, kennen keine Treue? Mein Großvater fand eines Tages solch ein kleines graues Tier wimmernd auf der Straße — mit abgefahrenem Schwanz. Er brachte das Verlegte in unsere Woh- nung, und weil er keinen Verrn mehr hatte, widmete er sich ausschließlich dieser Krankenpflege. So kam Peter I in unsere Familie, wurde ein großer, kräftiger Dackelater und von uns allen geliebt. Er aber kannte eigentlich nur den alten Großvater, der ein Pedant war und täglich zu be- stimmter Stunde seinen Spaziergang machte. Es dauerte nur ein paar Wochen, da sprang 10 Minuten nach 12 Uhr unter Peter zum Fenster der Parterrewohnung hinaus und schlich an den Nachbarhäusern entlang bis zur Straßenecke, wo er zwar häufig mit Hunden in Konflikt geriet, immer aber auf seinen Herrn wartete. Hoch erhobenen Schweißes, soviel man von seinem Stummelschwanzchen zu sprechen kann, begrüßte er ihn und ging stolz mit dem alten Mann nach Hause.

Dressur kommt hier nicht in Frage, ebensowenig wie bei der Katze, daß zur Winterszeit Peter allabendlich un- serem Großvater auf die Schulter sprang und sich längelang wie ein Pelztragen um des wärmebedürftigen Greises Rücken legte.

Viele Jahre später ist uns eine schwarze Dackelake zuge- laufen; die sich sofort als besonders wild Jentuppie. Ein großes Tier, verbat sie sich jede Berührung, wollte nur ge- füttert werden, in der Sonne liegen und die geschmeidigen Glieder von sich strecken. Bis sie dann eines Nachts alle Rissen von den Seilen zog und unter der Dienbank ver- steckte. Nun entwickelte sie ein gewisses Zärtlichkeitsbedür- nis, schnurrte ein wenig auf dem Schoß der Hausfrau und gehab dann in der Woche darauf vier Kinder. In der ersten Zeit lag die Mte abgepaunt in ihrem Bett, aber nicht lange war es uns möglich, die Kleinen in die Wälder zu nehmen, schon brach sich das große Tieres Wildheit wieder Bahn. Als mein damals achthähriger Sohn nachts und übermüdig aus der Badstube ins Zimmer getost kam, dem Ofen zu, wo seine Mutter mit einem der jungen Mädchen in der Sand lag, schnellte die Mte wie ein Panther jentrecht von ihrem Lager hoch, riß zwei der längenden Jungen mit und hing laugezogen und schwarz auf dem Rücken des abnungs- loien Knaben. Die Krallen schlugen in Brust, Schulter und Hüfte tiefe Wunden, und gefährlich lauchte die Kaze in be- dingungsloser Verteidigung der anheimelnden beströhten Brut. Ihre Wildheit steigerte sich von Woche zu Woche; die Mutterliebe ließ nach, sobald die Kleinen selbständig wur- den. Eines Morgens war dann die Kaze weiter ihren Weg

gegangen; die Gemeinschaft mit den Menschen hatte nur für die Zeit der Niederkunft gegolten.

Das Gegenteil von dieser Wildheit lernten wir in Jussuf kennen, einem fleckenlos blaugetünzten, perfischen Angora- kater. Er war wirklich ein Prinz, und dieses Tier, das vier Jahre bei uns lebte, gab uns Freude im Uebermaß. Er war von beispielloser Sauberkeit und hat niemals genascht. Einmal fanden wir ihn auf dem Küchentisch, dicht neben einem ausgekommenen Huhn; da sah er, die Vorderpfoten millimetergenau ausgerichtet, und blickte erwartungsvoll aus bernsteinfarbenen Augen. Er wünschte sein Futter, etwas angewärmte Kalbsmilch; um diese Nachmittagsstunde frag er nichts anderes.

Mit meiner Frau verständigte sich der Rater Jussuf in reißlos deutlicher Weise. Er stand einfach vor sie hin, miante ganz leise, strich um ihre Füße, ging ein paar Schritte weg und drehte den Kops zurück, um sich zu vergewissern, ob sie ihm folge. Da standen dann die beiden im Badezimmer; der Rater sprang in den Auszug und wartete. Bistig ein- wandfrei; der menschliche Freund sollte den Wasserhahn ein- gang klein wenig aufdrehen und Jussuf schnellte dann die Vorderpfote vor, fing einen Tropfen auf und stülte so in höchst manierlicher Weise seinen Durst.

Man glaube nicht, daß wir das Tier irgendwie in unsre menschliche Sphäre gezogen hätten. Im Gegenteil, Jussuf, wie er in zärtlichen Augenblicken genannt wurde, hat uns in all den Jahren nie nals etwas zu Gefallen getan. Er war unnahbar, wenn es ihm behagte, und zärtlich, sobald er Verlangen danach hatte. Auf Lockungen, Beschle, Vor- halten von Federbüschen reagierte er nicht; aber er forderte selbstverständlich, daß beispielsweise während der Nacht seine Zimmertür geschlossen sein dürfte. Ihm behagte es, durch die ganze Wohnung spazieren zu geben, und wenn kein Pläschen warm genug war, kam er in mein Bett, knisterte sich am Fußende seine Höhle und schnurrte.

Jussuf war ein schönes Tier. Edel in jeder Bewegung und schön. Mit unaussprechlichem Sprung erklomm er die hohe Bücherwand und suchte sich zwischen den Heiligen- figuren einen Platz, wo er dann stundenlang stille saß und die Welt von oben sich besah.

Diese Verhaltensweise zeichnete ihn besonders aus. Da troß eine Fliege über meinen Schreibtisch; Jussuf, der kurz zuvor an einem Blumenstrauß herumgeschmuppert hatte, drehte sich um und sah auf den Sinterfüßen, erstarrt zu Stein. Was auch die Fliege tat, ob sie über das Manuskript- papier lief, ein wenig um die Lampe furrte, auf Jussuf zu- troß oder von ihm weg floh — er rührte sich nicht. Nur die Augen verlorsten jede Bewegung des Insekts. Bis dann der Augenblick kam, da die Fliege im richtigen Abstand von der rechten Vorderpfote lag oder flog, und ein Gieb — blühend wie ein Regenbogen — die Fliege tötete. Ich habe auch beobachtet, wie der Rater seine Deute aus der Luft herunterfischte, immer mit dem ersten Gieb. Indigniert schob er dann das tote Tier auf Seite.

Ohne vorherige Anzeichen bekam Jussuf eine Lähmung an der Hinterhand. Und als er zum erstenmal aus dem Dange getragen wurde zum Arzt, zitterte das Tier ver- zweifelt vor Angst. Aber dann sah er aus seinem Körbchen

FASCHING & TRUBEL



Gallo, schön Masken!



Ob sich die besagten „Zelten“ nun auf die um soundsoviel kostbaren Tage gekürzte Karnevalsfeier, ob sie sich auf die schweren Sorgen, um eine vernünftige verrückte Maskenidee oder nur auf die ausgebeuteten Pofentafchen der sonst zahlungsfähigen Kreise beziehen, weiß ich nicht. Es kommt ja schließlich auf dasselbe heraus, denn fest steht auf alle Fälle, daß wir es unter dieser göttlichen Weltordnung doch recht schwer haben. Raum sind wir jetzt über die Schwelle des neuen Jahres gestolpert, da werden für uns schon wieder heftige Lüne geblasen. Der Blödsinn soll wieder auf seine Rechnung kommen. Prinz Karneval wird ihn verzapfen.

Die inzwischen angewachsenen Vereine und Vereinigungen haben lange Zeit vorher wie die Löwen um die heißbegehrten Sonnabende und Sonntage und die zur Verfügung stehenden Säle und Räumlichkeiten gekämpft. Der eine oder der andere Verein hat leider verzichten müssen, weil er den Ausfluß verpakt hat. Das ist vielleicht bitter, denn so ein Maskenball ist oft ein einträgliches Ding. Die graufige Seele mancher Vereinskasse erhält dadurch wieder ein „gesundes Aussehen“ und dem Kassierer kann unter gemeinsamem Mitgliederhimmeln „Entlastung“ erteilt werden.

Das Publikum will aber nicht verzichten. Es will seinen Faschingstrubel haben und wenn er noch so schlecht gebadet ist. Ausgelassene Laune, Lustigkeit und einmal wieder ungestraft über die Stränge hauen zu dürfen, ist halt gar so schön, wenn — — — ja, wenn eben das Wörtchen „Wenn“ nicht wäre.

Das bessere Publikum schreit nach Stillebettern und nach an die „cul de Paris“ gemahnenden Toiletten. Von den Revenuen wurden dazu die besten Anregungen gegeben. Man raufte sich um das exotischste Kostüm. Man läßt sich eine stilisierte Tracht auspräparieren oder krächzt nach dem Garconnetyp.

Kein Geld haben und doch als festsche Maske im Saale umeinanderzuspitzen ist eine Kunst, die sich mancher im Laufe der Jahre angeeignet hat. Da wird ganz einfach ver-

seht. In den Pfandleihanstalten ist ununterbrochen Hochbetrieb. Alles wird herangeschleppt, wie Federbetten, Anzüge, Uhren, Kameras, Revolver usw. Was nicht nie- und nagelfest ist, verschlingt der Rachen der Pfandleihe. Nach dem Ball wird das bekannte miese Gesicht aufgesetzt. Der Kampf um die im Besitz gehaltenen Gegenstände beginnt wieder auf neuem. Und das alles wegen einer festschen Maske.

Die Karnevalswildtuben toben sich aus. Unter bengalischer Beleuchtung zahlt der blau- und rotgezeichnete Indianerhäuptling seiner neugewonnenen Tusnelde mit dem unerschütterlichen Lachenvorhang und den kesseln türkischen Ballohen die pfundige Beute. Tusnelde kann trinken wie ein Kohlenknepper. Sämtliche Indianerhäuptlinge Amerikas kennen die Marter nicht, wie sie der Häuptling auf dem Maskenball durchzumachen hat und der alle halbe Stunden auf dem „gehetzten Ort“ seine Beute zählt und dann grün und gelb wird. Je näher die Polizeistunde rückt, desto höher steigt der Rummel. Papierschlangen klattern durch die Luft. Gläser klirren. Schreien, Kreischen, Klatschen, Blötegeklöse. Alles taumelt, alles springt, Trompetengelächmer. Prä- mierung der schönsten Masken. Dabei kommt es auch vor, daß ein Torero als spanischer Herr den ersten Preis bekommt und dann sich die übrigen Masken streiten, daß der bulgarische Milchbauer den Preis nur durch Schiebung an sich gerissen hat. Dort wird eine Chinesin ohnmächtig, dort reißt der „elfere Gukav“ einem Lutz die Halsbinde herunter und bekommt dafür von einem Kapuziner von hinten einen Fußtritt.

Zurück: „Bitt“ schön, an Schimmy, Herr Vorstand! — — — An Schimmy!

„Bedauere, Heit werd blauß deutsch tanzt! — — — Mons! An- gahieren zum Frazääh!“ — — — „Nu a Rükla, Schöna Mask'n — — — a anzig's blouß!“ — — — „Galt's Maul — — — mei Moß!“ — — — „du drüb'ma, der Schmöllschöö!“ — — —

Ma-tä-rä-tää! „W' gähst!“ Alles amüsiert sich, alles tollt. Es lebe die Narrheit!

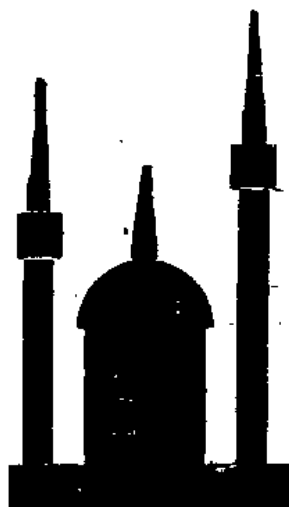
An den Quellen des Karnevals.

Wie er gefeiert wird.

Maskenbälle und Kostümfeste geben den Veranstaltungen dieser Wochen die bezeichnende Note und leiten hinüber zu den drei fröhlichen Fastnachtstagen und -nächten, die erst in der grauen Morgenfrühe des Mitterrittwuchs ihr Ende finden. Im Reich des lustigen Prinzen mit der Schellen- kappe und der Narrenpritsche geht die Sonne nicht unter; und wer da glauben wollte, in dieser Zeit der neuen Sach- lichkeit habe diese Art, sich zu vergnügen, keinen Platz mehr, der steht sich durch die Bestrebungen widerlegt, die den Karneval auch dort heimlich machen wollen, wo er bisher niemals Wurzeln hatte schlagen können. Aber nicht alles ist Karneval, was mit Masken, kostspieligen Festen, lautem Lärm und krampfhaft erzeugter Stimmung großen Vor- bildern nachzueifern sucht.

Der wirkliche Karneval ist nur dort zu Hause, wo er ein Volksfest ist, an dem jedermann teilnimmt, wo der Wunsch in allen Herzen lebt, einmal im Jahre drei Tage ein großes Kind und nichts als das zu sein und sich bei verhängten Läden — dem Glücklichen schlägt ja keine Stunde! — wie ein solches zu benehmen. In den Erblanden des nährlichen Prinzen feiert man Karneval mit Hingabe; man fängt am 11. November — weil dies der elfte Monat und elf nun einmal die geheiligte Zahl der Narren ist — mit den Festen an und bereitet sich durch Herren- und Damenübungen, öffentliche und private Veranstaltungen auf den großen Morgen des Fastnachtsmorgens vor, an dem nährliche Ma- schen mit dem großen Wachen das Zeichen geben: daß nun für drei Tage die Läden nicht mehr schlagen, der sogenannte Ernst des Lebens sich gefälligst aus Amtszimmern und Schul- stuben zu entfernen habe, niemand dem andern etwas über- nehmen, keiner ein Spielverderber sein dürfe. Und die Parole wird erteilt: So strickt, daß kein Karnevals- habitué eine Stunde dieser kostbaren Tage durch Schlafen verlieren möchte, und daß die letzte Nummer des offiziellen Programms: das Auswaschen der leeren Geldbeutel, nur allzu angebracht erscheint. Aber im Wieder der Freude bleibt kein schaler Rest zurück; denn dort wo man den richtigen Karneval feiert, versteht man es auch, im richtigen Augen- blick aufzuhören, nämlich dann, wenn es am schönsten ist, und mit einem entschlossenen Sprung den Uebergang aus dem Paradies in das graue Elnerlei des Alltags zu vollziehen.

Der Karneval ist eine Art Weltbetrachtung — und diese Weltbetrachtung wird am Rhein, wo noch immer uner- schütterlich die Hochburgen des Narrentums, Köln und Mainz, stehen, häufig genug praktiziert. Wenn irgendwo, so geschieht es hier, daß Völklichkeit löst; und die „Hüttenredner“, die bei karnevalistischen Veranstaltungen die Köpfe befeigen und das Füllhorn ihrer erweiternden Späße und nachdenk- lichen Wahrheiten über ihre verständnisvollen Zuhörer aus- schütten, wissen sehr wohl, Mannesstolz vor Königs- und anderen Thronen zu beweisen und Hiebe auszuverteilen, die der damit Bedachte nie mehr verwundet. Diese Karnevals- redner, wichtige Köpfe, Wortjongleure und geniale Impro- visatoren, vliegen nie ein Blatt vor den Mund zu nehmen, und ein Witz aus der „Bitt“ hat manchmal größere Wir- kungen als eine seriöse Polemik in der Stadtverordneten- versammlung oder in der Presse. Wer das Sturmfahr 1923 am Rhein miterlebte, weiß, wie damals die Hüttenredner in den gerade wieder langsam aufkommenden karnevalisti- schen Sitzungen ihre Weisheit verhandelt, während allen übrigen Organen der öffentlichen Meinung durch rigorese Zwangsmassnahmen der Mund verschlossen war, und die an- gemachte Herrschaft der Separatisten hat von dem vernünftigen Witz eines Narren manchen kühnsten Schlag hin- nehmen müssen. Aber nicht nur in den humoristischen Vor- trägen, sondern auch bei der glanzvollsten Veranstaltung des Karnevals, dem großen Festzug am Rosenmontag,



ROSENMONTAG und FASTNACHT

Einzug S. M. Amen Schnulla VII. an der Spitze seiner Leibgarde in die

ALHAMBRA

Brotbänkengasse 44

Sehenswerte, feenhafte Orient-Dekorationen

An diesen Hauptfesttagen verleiht S. M. der schönsten orientalischen Maske den großen Hausorden von Affenganeistan mit Brillanten

Eintritt frei! Tischvor- bestellungen erbeten

Café Seeger

Danzig-Schlichtitz
Karthäuser Straße 32 Tel. 22275
Saal- u. Gartenlokal
Stelle meine Räumlichkeiten den verehrlichen Vereinen jederzeit zur Verfügung.
Guter Lautsprecherempfang.

Mottlau-Pavillon

vorm. Einhaus Ohra A. d. Mottlau 10
Sonnabend, Sonntag und Fastnacht
Großer Karneval
Jubil und Trübel in allen Räumen. Eintritt frei
G. Feuersenger

Karneval

im

Samstag
den 9. Febr.
Casanova
Tanz
Bar

Montag
den 11. Febr.
Die große
Kopf-Redoute
5 Preise

Dienstag
den 12. Febr.
Fasching-Ball
in allen
Räumen

Kasino- Hotel Zoppot

Victoria-Garten

Zoppot, Eissenhardtstraße 8/10

Großer

Karnevals-Trubel

Sonnabend | Dienstag
Maskenball | Fastnachtsball

Anfang 8 Uhr

Café Bürgergarten

M. Steppuhn

Karthäuser Str. 27 Telefon 24812

Jeden Sonntag TANZ

Dienstag, den 12. Februar 1929

Großer Fastnachtsball

Anfang 7 1/2 Uhr

Anfang 7 1/2 Uhr

„Café Sedan“, Kl.-Walddorf

Fastnacht:

Großer Maskenball

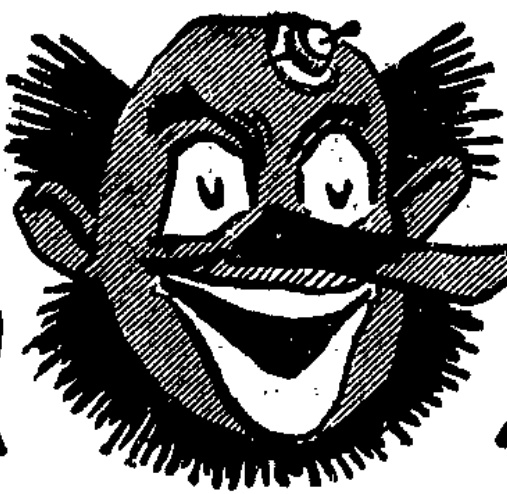
Jubil und Trübel in allen Ecken

Jeden Sonntag:

Kaffeekonzert und Tanz

Erstkl. Jazzkapelle — Eintritt frei
Der Wirt

FASCHING TRUBEL



kommt der Beschauer aktueller Aufspielungen auf politische und lokale Ereignisse auf seine Kosten. Dieser Rosenmontagszug bildet überhaupt den Hauptanziehungspunkt für die zahlreichen Fremden, die an den Karnevalstagen die rheinischen Städte besuchen.

Das große Vorbild des heutigen Karnevals und der längsten Kostümfeste ist der Karneval von Venedig, der von den Reisenden früherer Jahrhunderte als Weltwunder bezeichnet wurde. Sechs Monate dauerte er; die Reihe seiner Feste begann im Oktober und dauerte bis zum Aschermittwoch. Während dieser Zeit ging die gesamte Bevölkerung der Lagunestadt maskiert; in den Salons und Palästen, aber auch auf dem Markt und in den Geschäftshäusern durfte man sich des Schutzes der Maske bedienen. Das Maskenlosgang bestand aus einem Mantel von schwarzer oder roter Seide. Den Kopf trug man bis ans Kinn verhüllt durch eine Maske, die bis über die Schultern hinabfiel. Außerdem wurde das Gesicht noch von einer Wachsmaske bedeckt, die bis zum Munde reichte. Überdies gab es noch ausgesprochene Kostümfeste, bei denen alle möglichen anderen Verkleidungen angelegt wurden. Je weiter die Zeit voranschritt, umso toller wurde das Karnevalsstreiben; am Fastnachtsdienstag fand ein überaus prächtiges Feuerwerk statt, und die Bevölkerung gartel in einen wahren Festsaal. Wenn aber dann um Mitternacht die Kirchenglocken mit dumpfen Tönen den Aschermittwoch ankündeten, vernichtete sich aller eine bedrückte Stimmung, denn nun war es wieder für lange Zeit mit der Festesfreude vorbei.

Weniger ausgelassen, aber nicht minder prächtig ging es bei dem römischen Karneval zu, von dem Goethe berichtet hat. Ein merkwürdiges Bild bot damals am Fastnachtsdienstag die Piazza Navona, wo Tausende von Gentien mit brennenden Lichtern erschienen. Jeder versuchte, dem anderen das Licht auszublasen, einer floh vor dem anderen, um sein Licht zu retten. Später wurde das Karnevalsstreiben von Paris berührt, und die Karten für die Redoute der Großen Oper waren schon wochenlang vorher ausverkauft. Die Teilnehmer an diesem Ball versicherten, daß sie nie wieder eine so ausgelassene Festimmung empfinden hätten, und daß der Anblick, den die mit prächtigen Masken angefüllten Oper geboten hätte, ihnen unvergänglich bleiben würde. Heute hat auch der Pariser Karneval viel von seinem Glanz eingebüßt. Die große Welt pflegt sich jetzt an den Karnevalstagen ihr Rendezvous in Nizza zu geben, wo man Blumenfeste und Korsofahrten veranstaltet. Auch das Münchener Vorfrühjahr war wegen seines Faschings berühmt, und viele Ausländer besuchten die bayerische Hauptstadt, um an den Redouten und Maskenfesten teilzunehmen.

Heute sind Köln und Mainz Hüterinnen der Faschings-Tradition. Nirgends hat man sich das ursprüngliche Fastnachtsstreiben so lebendig erhalten, und man kann erkennen, wie tief diese Bräute in der Volksseele verwurzelt sind, wenn man bedenkt, mit welcher Zähigkeit darum gekämpft wurde, den Karneval von all den lästigen Beschränkungen freizumachen, die er sich seit Kriegsausbruch hatte gefallen lassen müssen. Erst 1927 konnte der berühmte Rosenmontagszug wieder durch die Straßen von Köln ziehen. Man kann die Freude der Bevölkerung verstehen, als ein hundertjähriger Brauch wieder in seine Rechte eingesetzt wurde. Was wäre auch ein Karneval ohne den traditionellen Umzug! Auch

das goldene Mainz wird in diesem Jahr seine „Fasnacht“ ohne jede Einschränkung feiern können, denn nach langwierigen Verhandlungen mit der Besatzungsbehörde ist es dort gelungen, den Prinzen Karneval ungehindert in seine alten Rechte einzusetzen.



Eine lustige Gruppe von Karnevalsmasken in den Straßen von Mainz.

Autographenpreise von heute.

Was wird für deutsche Dichterbriefe bezahlt?

Dieser Tage fand bei Herbig in Berlin eine Autographen-Versteigerung statt, die deutlich zeigte, daß die Briefe die Jahre hindurch den Autographenmarkt drückte, überwunden zu sein scheint. Man bezahlte auf dieser Auktion wesentlich höhere Preise, als man sie von den letzten Auktionen her gewohnt war.

Man bezahlte für Dichterbriefe: Stifter 130 Mark, Jean Paul 200 Mark, Gräbe 310 Mark, Herder 175 Mark, Hauff 340 Mark, Sebber 240 Mark. Überdies erstaunlich hohe Preise wurden für Goethe-Manuskripte bezahlt; so erstand das Goethe-Nationalmuseum in Weimar Goethes Luxemburger Brief vom Oktober 1792 an die beiden Herder, der allerdings eine ganzseitige Federzeichnung enthält, um 3800 Mark; ein Brief Goethes an Schopenhauer ging mit

1800, einer seiner Bierzeiler mit 960 Mark ab; für einen Brief des Olympiers an Viki zahlte man 450 Mark, an München 510 Mark und es dürfte nicht viele Liebesbriefe geben, die so hoch eingeschätzt werden.

Da man weiß, daß Keats wenig Schriftliches von sich gegeben hat, zahlte ein englischer Sammler für einen 17 Zeilen umfassenden Brief dieses Dichters 3500 Mark. Thackeray erzielte 250 Mark, ein Gedicht des Liebesdichters Casanova 330 Mark.

Auch Briefe der berühmten deutschen und ausländischen Philosophen wurden hoch bewertet: Kant 300 Mark, Leibniz 500 und 240 Mark, Schopenhauer 470 Mark, Rousseau 130 Mark, Voltaire 460 Mark. Für zwei kleinere kompositorische Manuskripte Beethovens zahlte man 800 und 600 Mark, Schuberts Komposition von Goethes „Geisterseher“ wurde für 1800 Mark an den Mann gebracht, für Schuberts „Jägerlied“ gab man 460 Mark.

„GERMANIA“
Hundegasse 27-28
Das beliebte Familien-Café, Kabarett und Tanzdiel
★
Eröffnung des Faschingtreibens
ab 8 Uhr abends
Sonabend: Karnevalistisches Kappen- und Kostümfest mit Bockbieranstich u. Künstlerprogramm
Sonntag: Das große Faschings-Künstlerprogramm und karnevalistischer Hochbetrieb
Montag: Großer Rosenmontags-Ball verbunden mit Kostümschau des mondänen Tanzpaares Elmer und Loisee und das große Künstlerprogramm
Dienstag: Großer Fastnachtstrubel mit Maskenball! Dazu das große Künstlerprogramm
Kl. Preise! An allen Tagen Eintritt frei! Kl. Preise!
Sonntag
der beliebte 5-Uhr-Tanz-Tea mit Künstlerprogramm

HOTEL METROPOL ZOPPOT

Sonntag, den 10. Febr., nachm. 4 Uhr
Karnevalistischer Tanz-Tea
abends:

Fröhlicher Fasching

in allen Räumen
Anwesenheit S. T. des Prinzen Karneval
von 7 Uhr bis 1/29 Uhr

Restaurant Kaiserhof-Zoppot

Seestraße 23, Ecke Eichendorffstraße
Sonntag, Montag u. Dienstag
großes karnevalistisches Treiben in allen Räumen
Eintritt frei! Kein Weinzwang!

Dienstag, den 12. Febr., abends 8 Uhr
Großer Faschingstrubel
Anwesenheit S. T. des Prinzen Karneval
von 9 Uhr bis 1/210 Uhr
Ueberraschungen Verzierte Kapelle
Eintritt frei Souper 4.- G
Tischbestellungen rechtzeitig erbeten

Friedrich-Wilhelm-Schützenhaus Paleschke & Hartmann

Dienstag, den 12. Februar, abends 8 Uhr
Großer Elite-Fasnachtsball
in sämtlichen Festräumen
Kapelle der Danziger Orchester-Vereinigung
unter Leitung des Dirigenten Bruno Bukolt
Eintritt G 1.20 Scherzartikel und Kappen in großer u. Steuer G 0.30 Auswahl in der Garderobe zu haben.

Im blauen Saal jeden Sonntag Tanztee 4 Uhr

Café Derra

Fastnacht, den 12. Februar 1929
großes
Frühlingstfest
am Rhein
in den festlich dekorierten Räumen
★
Anfang 6 Uhr

Im Tiefen Keller Jopengasse 59

Fastnachts-Jubel und Trubel
Reinh. Seeger

Die 4 großen Faschingstage
täglich bis 6 Uhr früh
im Café-Kabarett
„Eichhörnchen“
Hundegasse 110
Das große
Karnevals-Künstlerprogramm
verbunden mit Kostümfest
Jubel u. Trubel Karneval Hochbetrieb
Eintritt frei! Kleine Preise!

Karnevals-Frisuren
Weiße Perücken
Salon Boltz
1. Stamm 16 Langfahr, Ringstraße 29
Telephon 22463
Elegante und einfache
Maskenkostüme
in großer Auswahl zu mäßigen Preisen verlieht
Domino, Große Gerbergasse 13
Telephon 26729

Arbeiter-Turn- u. Sportverein „Ballie“ Lauenal
veranstaltet am 9. Februar 1929, im Lokale H. Reschke, Lauenal, Redekweg 8, seinen
MASKENBALL
Fremde und Gäste sind herzlichst eingeladen. Preisierung der zwei schönsten Masken. Anfang 8 Uhr. Ende??
DER VORSTAND
Autoruf Jung
Telephon 26888
Tag- und Nachtbetrieb

Café Beyer, Oliva
Dienstag, den 12. Februar 1929
Gr. Faschingstrubel
Abholen per Schlitten gratis
Telephon 450 21

Ihre Stimmung
ist von Kleinigkeiten abhängig
Puder
Parfüm
Toiletten-Artikel
Kappen
Masken
Konfetti
Papierschlängen
billigst beim
Seiten-Haus Schlicht
früher III. Damm 14
jetzt Gr. Gerbergasse 13

Rundschau für Pommerellen

Beilage der Danziger Volksstimme

Der Herr Leutnant hat es selbst getan!

Unterfuchlungen amilicher Gelder. — Die erste Darstellung aus der Luft gegriffen.

Vor einiger Zeit brachten wir eine Meldung, daß dem Leutnant Mojż Szelony aus dem 2. in Zablonna bei Warschau stationierten Sapernregiment eine Aktentasche mit Inhalt in Höhe von 26000 Zloty staatlichen Geldes auf äußerst raffinierte Weise gestohlen wurde. Die Sache sollte sich folgendermaßen abgespielt haben: A. war in einer Autodrosche in Begleitung einer Beamtin mit dem Gelde von Zablonna nach Pablonna gefahren. Die Drosche ließ er vor einem Hause in der Graniczkastraße halten, wo er angeblich etwas zu erledigen hatte. Als er in das Haus eintrat, kam ein per Fäulnis geliebter junger Herr an die Drosche heran und sagte zu der zurückgebliebenen Beamtin: „Der Herr Leutnant bittet um seine Aktentasche.“ Die nichtssahnende Beamtin hätte nun die Aktentasche ausgehändigt, und erst als A. zurückkam, hätte es sich herausgestellt, daß sie einem raffinierten Diebe zum Opfer gefallen seien.

Nest hat aber die vor der militärischen Staatsanwaltschaft unternommene Ermittlung ergeben, daß sich Leutnant Szelony zusammen mit einigen Freunden mehrere Veruntreuungen an Staatsgeldern zuschulden kommen ließen, daß die ihn begleitende Beamtin seine Gesticke namens Dsch und daß die ganze Geschichte mit dem jungen Herrn erlogen war. Sowohl A., als auch seine Gesticke und ein Gutsherr, der als Helfer in Frage kommt, wurden festgenommen.

Sie suchten den Tod.

Die Folgen der Arbeitslosigkeit.

Auf der Ziegelei „Herkules“ in Zagz bei Jawiercie schoß der 21-jährige Mojż Szelony zweimal auf seinen Freund Wiktor Winter. Als der Täter den Freund blutüberströmt auf dem Boden liegen sah, jagte er sich selbst eine Kugel in die Brust und war sofort tot. Der schwer verwundete Winter wurde ins Krankenhaus eingeliefert und dort operiert. Die Ursache des verzweifellen Mordes und Selbstmordes war die Arbeitslosigkeit und unheilbare Krankheit der beiden Freunde. Der Mord und Selbstmord soll verabschiedet gewesen sein.

Ein netter Jägersmann.

Er schießt seinen Treiber als Eber an und schießt ihn tot.

Der Besitzer eines Bauerngutes in Klein-Chelmy, Czapiewski, ging vor einigen Tagen auf die Eberjagd und nahm seinen Knecht Wendeblyt Kiczka als Treiber mit. Gerade im Moment, als der Cz. einen Eber aufzuarbeitete, steckte ihn K. seinen Kopf aus einem entfernten Versteck heraus, wobei ihn Cz. als Eber ansah und auf ihn abfeuerte. Der K. wurde von zwei Kugeln in die Brust getroffen und erlag daraufhin im Krankenhaus seinen Verletzungen. Er hinterläßt eine Frau und vier Kinder im Alter von ein bis neun Jahren.

„Ich lasse meine Frau nicht schneiden.“

Ein Angriff auf Kerkze während der Operation.

Zum Krankenhaus des „Heiligen Geistes“ in Warschau wurde die Frau Anna Gwiliński wegen Gallensteinoperation. Während der Operation hörten die anwesenden Kerkze einen gewaltigen Lärm im Vorraum des Operationszimmers, gleich darauf prallte die Saaltür auf und in den Saal stürzte der wütende Ehemann der Kranken, Theodor Gwiliński, mit furchtbarem Schreien: „Ihr Lumpen, Schurken, weg von meiner Frau, ich werde sie nicht schneiden lassen!“ warf er sich auf die operierenden Kerkze. Es dauerte eine geraume Zeit, bis man den Wütenden aus dem Saal schaffen konnte. Währenddessen mußte die Operation unterbrochen werden.

Es ist ein Rätsel.

Ein Soldat verliert nach einem Schnaps Sprache und Gehör.

Eine mysteriöse Angelegenheit beschäftigt zur Zeit die Kriminalpolizei in Bromberg. Vor einigen Tagen fand man in Pakers Garten einen bewußtlosen Soldaten. Er wurde in das Militärkloster eingeliefert, wo man feststellte, daß er mit einer Flüssigkeit vergiftet worden ist. Es gelang nach einiger Zeit, ihn wieder ins Bewußtsein zurückzurufen, jedoch hatte er die Sprache und das Gehör verloren. Mit Hilfe von Papier und Bleistift gab der Soldat an, daß er in dem Lokal die Bekanntschaft eines Mädchens gemacht habe und durch diese zwei junge Männer kennengelernt habe, deren Namen er zwar nicht behalten habe, die er aber wiederzuerkennen hoffe. Die jungen Leute boten ihm einen Schnaps an, den er austrank. Nach kurzer Zeit wurde ihm unwohl und als er in den Garten ging, brach er ohnmächtig zusammen. Der Soldat wurde nach Thorn in das Militärkloster eingeliefert. Die Behörden stehen vor einem Rätsel.

Bei lebendigem Leibe getödt.

Ein Kind in einem Wasserteifel getödt.

In der Ortschaft Mielzka Gorka ereignete sich bei der Familie L. ein schreckliches Unglück. Durch Fahrlässigkeit der Eltern näberte sich ihr zweijähriges Kind einem Kessel kochenden Wassers, fiel in den Kessel hinein und wurde bei lebendigem Leibe abgetödt.

Der Prozeß gegen die „Erzieher“.

Einer der Angeklagten von den Häftlingen niedergebrosen.

Die Verhandlung im Prozeß gegen die Menschenschilder der Besserungsanstalt Studeniec mußte nämlich vertagt werden, weil einer der Hauptangeklagten, und zwar der „Erzieher“ Grochal, nicht erschienen war. Der Vorsitzende gab eine kurze Erklärung ab, aus der hervorging, daß Grochal im Gefängnis von anderen Häftlingen, die von seinen Schandthaten in der Besserungsanstalt erfahren hatten, herabverprügelt wurde, daß er bestmögliche Sanftmütigkeit bewies. Nach dieser Erklärung erhob sich der Angeklagte Budny und wies darauf hin, daß Grochal ihn seinerzeit überredet hatte, sich nicht vor Gericht zu stellen. Auch jetzt wieder habe ihn Grochal angebrohelt, Vergeltung zu üben, falls er etwas ausplaudern sollte. Die Verprügelung des Grochal durch Häftlinge bildete die Zensation des Tages. Es stellte sich nämlich heraus, daß die

Häftlinge bereits seit Freitag auf eine günstige Gelegenheit warteten, um Grochal einen Dutzend zu geben. Die Gelegenheit bot sich, als Grochal mit einigen anderen Häftlingen in den Gefängnishof zum Spaziergang geführt wurde. Ehe die Wärter sich orientieren und eingreifen konnten, lag Grochal bereits bestmögliche Sanftmütigkeit bewies.

Seit 50 Jahren die strengste Kälte.

Der Frost hat stellenweise eine Stärke von 44 Grad.

Wie das Meteorologische Institut in Warschau mitteilt, konnte in Polen schon seit 50 Jahre kein so strenger Frost wie gegenwärtig beobachtet werden. Gestern herrschte ein Temperaturmittel, das zwischen minus 25 und minus 32 Grad Celsius schwankte. Am kältesten war es im Wilnaer Land, wo die Temperatur stellenweise einen Tiefstand von 44 Grad Celsius erreichte. Furchtbare Fröste werden auch aus Ostgalizien gemeldet.

Die Arbeitslosen erhalten höhere Unterstützung.

Die polnische Presse schreibt, daß sich die Zentralbehörden mit dem Gedanken einer Erhöhung der Unterstützung für Arbeitslose trugen, da der Fonds von 20 Millionen Zloty am 1. Januar erst zur Hälfte verbraucht worden ist. Die Erhöhung soll 10 Prozent betragen. Gleichzeitig wird eine Herabsetzung der Ausgaben von Arbeitgeber- und Arbeitnehmerbeiträge für den Arbeitslosenfonds besprochen.

Pommerellen erhält einen Zivilflughafen?

Wie das „Słowo Pom.“ zu berichten weiß, hat die Liga zur Gas- und Fliegerabwehr das Gut Elbowitz im Kreise Lauenburg gekauft, wo ein großer Zivilflughafen noch in diesem Jahre entstehen soll.

Von Instanz zu Instanz.

Zum Schluß bezahlte sie zehnfache Gerichtskosten.

Im Jahre 1924 wurde während einer Hausdurchsuchung bei der Marie W. in Kattowitz ein gewisses Quantum Sprit eigener Fabrikation, sowie einige hundert geschmuggelter deutscher Zigaretten beschlagnahmt. Sie erhielt daraufhin ein polizeiliches Strafmandat über 486 Zloty, gegen das sie das Gericht anrief. Inzwischen trat das neue Monopolgesetz in Kraft und das Gericht verurteilte die W. zu 5324 Zloty Geldstrafe. Die zweite Instanz, die die Angeklagte anrief, ermäßigte die Strafe auf 4960 Zloty. Die Angeklagte war noch immer unzufrieden und legte Revision ein. Das Revisionsgericht hob auch das Urteil auf und überwies den Prozeß wieder der zweiten Instanz, die das erste Urteil, das auf 5324 Zloty lautete, wieder bestätigte. Nun erreichte die W. dazu noch eine Zugabe, indem sie außer der Strafe noch 7285 Zloty Gerichtskosten zu bezahlen hat.

Politische Rache.

Der Redakteur der sozialistischen „Gazeta Robotnicza“ in Kattowitz wurde am Donnerstag von einigen Personen überfallen und blutig geschlagen. Es wird eine politische Rache hinter dem Überfall vermutet.

Es soll vorgebeugt werden.

Am Donnerstag fand in Warschau unter Leitung des Direktors des Hütten- und Bergbaubereichs eine Beratung der Vertreter des polnischen Kohlen Syndikats statt, um dem drohenden Streik der Bergarbeiter möglichst vorzubeugen.

In Warschau soll eine Seidenfabrik gebaut werden.

Der „G. S.“ zufolge hat die bekannte schweizerische Seidenfabrik der Firma A. & F. ein Grundstück in Warschau erstanden, wo sie eine Seidenfabrik aufzubauen beabsichtigt.

Posener Produktenbörse.

Bericht vom 8. Februar.

Roggen 32,00—32,50, Tendenz ruhig. Weizen 40,50—41,50, Tendenz ruhig. Marktgerste 32,50—33,50, Braugerste 34—36, Tendenz ruhig. Hafer 30,25—31,25, Tendenz schwach. Roggenmehl, 70proz. 45,75, Tendenz schwach. Weizenmehl, 65proz. 57,75—61,75, Tendenz schwach. Roggen- und Weizenkleie 24,75—25,75. Sommerweizen 39—41. Pelusken 38—40. Felderbsen 44—47. Viktoriaerbsen 62—67. Folgererbsen 53—58. Lupinen, kleine 25—28, gelbe 29—31. Serradelle 55—60. Allgemeintendenz ruhig.

Posener Viehmarkt.

Bericht vom 8. Februar.)

Ausgetrieben waren 7 Bullen, 21 Kühe, 418 Schweine, 137 Kälber und 220 Schafe, insgesamt 803 Tiere. Infolge geringen Auftriebes fielen die Notierungen aus.

Posener Effekten vom 8. Februar. Dollarbriefe 93, Kreditanleihe 49,50, Roggenanleihe 29,50, Dollarprämienanleihe 104, Inhaberprioranleihe 108—109, Bank Zwiazku Sp. Zar. 86, Giełdzi 43, Dr. A. Maj 112, Spolka Stolarzka 52. Tendenz gehäuft.

Warschauer Effekten vom 8. Februar. Bank Politi 177—178—176, Bank Zwiazku Sp. Zar. 85, Spies 252, Elektrownia w Dabrowie 91, Sika i Smialo 146, Firley 53,00—53,50, Wegiel 94,25, Nobel 21,00—20,25, Drowierke 103—100, Baromoz 31, Rudzi 43,25, Urjus 5,00, Inhaberprioranleihe 110,25—110,00—110,25, Dollarprämienanleihe 103,25—103,50—103,00, 5proz. Konversionsanleihe 67, Eisenbahnkonversionsanleihe 59, Eisenbahnanleihe 102,50.

Warschauer Devisen vom 8. Februar. Belgien 124,12 bez., 124,43 Brief, 123,81 Geld, Holland 357,40 bez., 358,30 Brief, 356,50 Geld, London 43,334 bez., 43,44 Brief, 43,224 Geld, Newyork 8,90 bez., 8,92 Brief, 8,88 Geld, Paris 34,87 bez., 34,96 Brief, 34,78 Geld, Prag 26,38 bez., 26,44 Brief, 26,32 Geld, Schweiz 171,67 bez., 172,10 Brief, 171,24 Geld, Stockholm 238,76 bez., 239,36 Brief, 238,16 Geld, Wien 125,28 bez., 125,56 Brief, 124,97 Geld. Deulische Reichsmark im Freiverkehr in Warschau 211,79 (Wittelsch).

Es sind Steuern zu zahlen.

Die fälligen Steuern im Februar.

Nach einem Hinweis des polnischen Finanzministeriums sind im Februar 1929 nachstehende Steuern fällig: Bis zum 15. Februar die erste Rate der Grundsteuern für 1929. Im Laufe des Monats Februar die Staatssteuer für städtischen und ländlichen Hausbesitz für das vierte Jahresviertel 1928. Ebenfalls im Laufe des Monats Februar die Total- und Mannsteuer für das letzte Jahresviertel 1928. Bis zum 15. Februar die Gewerbesteuer von dem im Monat Januar d. J. von den Handelsunternehmen der Kategorie I und II, sowie der Industrieunternehmen der Kategorie I—V erzielten Umsatz, die vorchristumäßige Wucher führen, sowie Aktiengesellschaften. Die Einkommensteuer, die binnen sieben Tagen nach Abgang von den Dienstbegehren, Pensionen, Rühnen usw. an die Steuerstellen abzuführen sind.

Uebrigens sind noch sämtliche Steuerrückstände, sowie Steuerraten und sonstige Steuerzahlungen zu begleichen, bei denen der Zahlungstermin in den Monat Februar fällt.

Einbruch in Gdingen.

Vorgestern wurde in ein Konfektionsgeschäft in Gdingen eingebrochen, wobei die Einbrecher verschiedene Waren im Gesamtwert von 7000 Zloty erbeuteten. Der sofort eingeschickte Polizei gelang es, die Einbrecher, 11 an der Zahl, noch am selben Tage festzunehmen. Nach darauf konnte man auch die gestohlene Ware bereits ausfindig machen.

Die Eltern streiten...

Sie lassen ihre Kinder nicht zwei Kilometer weit in die Schule laufen.

Ein origineller Streit brach im Dorfe Roszowice bei Wenzlin aus. In diesem Dorfe war bis vor kurzem eine einaktige Dorfschule, die liquidiert wurde, so daß die Kinder immer noch der zwei Kilometer entfernten sechsstündigen Grundschule gehen mußten. Infolgedessen sind die Eltern in den Streit getreten und schieden ihre Kinder nicht nach der entfernten Schule.

Autobusunglück bei Posen.

Am Donnerstag stieß der zwischen Posen und Stenzew verkehrende Autobus auf einen Straßenbahnwagen der Linie 1. Beide Wagen wurden schwer beschädigt und vier Reisende verletzt.

Gasvergiftung oder Mord?

Die Leiche an der Kohlengrube.

Dieser Tage wurde in der Nähe der Kohlengrube Dommers bei Kattowitz die Leiche einer Dame namens Erna Gröger gefunden. Es wurde angenommen, daß die Verstorbene einer Gasvergiftung beim Auffammeln von Kohle zum Opfer fiel. Die polizeiliche Ermittlung stellte aber mehrere Blutspuren auf dem Körper und dem Munde der Leiche fest, so daß die Vermutung auftauchte, die G. sei ermordet worden. Die weiteren Ermittlungen sind im Gange.

Aus dem deutschen Osten

Die Tragödie im Insterburger Zuchthaus.

Der Helfer Berneders vor dem Schwurgericht.

Gestern begann in Insterburg die Gerichtsverhandlung gegen Lach. Die Tragödie im Insterburger Zuchthaus ist noch in frischer Erinnerung: Lach hatte dem berüchtigten Mordmörder Berneder mehrere Pistolen bei einem Besuche angeschlossen, der wachhabende Gerichtsbeamte bemerke das, es entwickelte sich eine Schießerei, in deren Verlauf zwei Wachmeister getödt wurden, während Berneder, in der Zelle, in die er sich mit Lach geflüchtet hatte, belagert, sich schließlich selbst durch Kopfschuß ums Leben brachte.

Weitere Vorichtsmaßnahmen sind zur Verhandlung gegen Lach getroffen worden. Beide Eingänge, die zum Schloßhof, in dem das Schwurgericht tagt, führen, werden von einem Doppelposten der in Insterburg stationierten Schutzpolizei bewacht. Nur denjenigen Personen wird der Zutritt zum Schloßhof gestattet, die sich durch Eintrittskarten oder andere Ausweisstücke ausweisen können. Diese Vorichtsmaßnahmen scheinen geboten, da man befürchtete, daß von den Insterburger Kommunisten die Schwurgerichtsverhandlung gestört werden könnte. Außerdem ist die Exzitation und Empörung weiterer Kreise der gesamten Insterburger Bevölkerung gegen Lach, durch den zwei pflichtgetreue Beamte zum Opfer ihres Verriß wurden, durch den zwei Familien ihres Ernährers und Vaters beraubt wurden, derart groß, daß man auf allerlei Ausschreitungen gefaßt sein mußte.

Es würde bei der großen Empörung gar nicht weiter wundernehmen, wenn Lach bei einer sich bietenden Gelegenheit von der erbitterten Bevölkerung geliebt würde. Um diesem vorzubeugen und einen ungestörten Gang der Verhandlung zu gewährleisten, hatte man die scharfe Kontrolle eingefeskt.

Großfeuer in Schweidnitz.

Eine Leinen-Fabrik niedergebrosen.

Nach der Beendigung der zweiten Schicht brach gestern bei einem Teil der Webereianlagen der Aktien-Gesellschaft für Leinen- und Baumwollindustrie in Schweidnitz aus bisher unbekannter Ursache Feuer aus, das an den Jacquard-Webstühlen reiche Nahrung fand. Das Feuer wurde von Arbeitern entdeckt und sofort mit Feuerlöschapparaten und einer Schlauchleitung der Fabrik angegriffen. Sie konnten jedoch die Ausbreitung des Brandes nicht verhindern. Nachdem die Feuerwehr mit 9 Schlauchleitungen eingegriffen hatte, war die Gewalt des Feuers um 24 Uhr gebrochen. Vermutlich sind mehrere Scheds mit 60 Jacquard-Webstühlen.

Der Schaden ist sehr groß, doch durch Versicherung gedeckt. Der Betrieb als ganzes erleidet keine Unterbrechung; doch dürften etwa 100 Arbeiter durch den Brand arbeitslos werden.

AUFBRUCH IM WARENHAUS

Roman
von
Manfred Georg

20. Fortsetzung.

„Bitte, lassen Sie das Tier fortjagen. Es ist sehr schade darum. Toll gemordet! Sehen Sie nur den Schaum vor dem Maul.“

Der Sekretär beugte sich über den Kopf seines Chefs. Während zwei Negere den Tierkörper in ein Leinentuch einschlugen, nahm Victor Mantel und Hut vom Haken. Schmieriges Sand ihm bevor. Es galt, von Brookers Haus Besitz zu ergreifen.

Er ging also nach Hause. Gewiß waren ihm die Villa mit ihren Räumen, das Dienstpersonal, ja auch die Schränke in dem Ankleidezimmer mit ihrem Inhalt vertraut. Aber die Rolle, die er gespielt hatte, mußte er schließlich jetzt leben. Er kam sich vor wie ein Schanzpfeiler, der nach den drei Akten des Hamlet im Rosttum das Theater verläßt, um als Dämonspitzel in der nächsten Bierhalle sich ein paar Freiberkshörer Toasts zu bestellen.

Die Ruhe der Villa tat ihm wohl. Er entnahm Brookers Schreibtisch alle Papiere und begann diese durchzugehen, soweit er ihren Inhalt noch nicht kannte. Dann kam ein wichtiger Augenblick. Er hatte in einem Fach ein Verzeichnis der zwanzig kleinen Schlüssel gefunden, die Brooker in seiner Arbeitsmappe bei sich gehabt hatte, als er verunglückt war. Er mußte auch, daß sich hinter dem Eine venezianische Nacht beistellten Bilden ein in die Wand gemauerter Miniaturlafe befand, und daß dieser einen dahinter liegenden zweiten Safe schloß. Er verglich die Aufzeichnung, die er sich von den Schlüsseln gemacht hatte, mit der von Brooker niedergelegten Aufzeichnung. Ein kleiner T-Schloßer Schlüssel blieb als unbekannt übrig und er wies sich auch richtig als Zugang zu Brookers Alkoven.

Victor riengelte sich ein, drehte alles Licht ab und ließ nur die Schreibtischlampe brennen. Was er im Laufe der Woche mit Brooker schon vermutet hatte, enthüllte sich hier. Aus einer großen Anzahl von Brookers eigenhändig entzifferten Geheimdokumenten ging hervor, daß er im englischen Innenministerium mit dem Kriegs- und Marineministerium arbeitete und übernahm für die Landesregierung wichtige und entscheidende Abschlüsse im Auslande machte. Handelsverträge hatten das Aussehen von Siegelurkunden. Erst kamen die zur allgemeinen Veröffentlichung bestimmten Abmachungen über die Gewährung von Anleihen, den Ausbau eines Verkehrsweges, die Stabilisierung der Währung und die entsprechend formulierten Gegenleistungen. Dann in Geheimklauseln folgten die sogenannten Sicherheitsbedingungen, die regelmäßig zwei Hauptpunkte hatten: Durchsetzung der Polizei- und Wehrmacht mit Verbandsmitgliedern, Einquartierung größerer Freiwilligenkorps der Staaten, aufgeführt als zivile Arbeits- und Baufeldmannschaften, und strikte Wapregeln und Vorschriften über die Unterdrückung jeder sozialen, an irgendein europäisches Muster gemahnenden Bewegung. Dann fand Victor weiterhin große Schlachtenpläne Brookers, Protokolle von seinen Sitzungen mit drei oder vier anderen Geldmännern des Landes, in denen immer wieder und wieder ein einziges Ziel im Mittelpunkt stand: die Ausrottung aller Selbständigkeit wirtschaftlicher Kräfte, die mit jedem Mittel zu erlangende Vereinfachung sämtlicher kleineren wirtschaftlichen Gegendern, die gefährlich werden konnten, Grundzüge zu einer Einwanderungspolitik, die durch feststehende Devisen und Schließen der Lücken und weichen Salentore es ermöglichten sollte, die anachetischen letzten Endes in proletarischer Abhängigkeit zu erhalten, kurz, ein gigantischer Plan Brookers und seiner wenigen Vertrauensmänner, nur zu den wirklichen Herren New Yorks und der Staaten, sondern vielleicht sogar der beiden amerikanischen Kontinente zu machen. Ein seltsamer Erbe und ein seltsamer Testamentvollstrecker! mußte Victor vor sich hinwachen. Doch das nicht ein Mussolini hier am Schreibtisch saß.

Das Telefon gab ein blaues Blinkzeichen. Er hob den Hörer für Geheimgespräche ab. Der Staatssekretär Steelberg war am Apparat. Seine Stimme war vorzüglich ionierend. Trotzdem hörte man ihr das Konfidenzgeheim an.

„Wir haben Ihre Funkprüche erhalten. Aber wir können uns das gar nicht erklären. Es war doch alles vorgearbeitet? Wie ist es denn zu keinem Abschluß gekommen?“

„Sie wollten nicht.“

„Aber Mr. Brooker, vom Vollen war doch gar nicht die Rede.“

Victor biß sich auf die Lippen. Da hatte er einen Fehler gemacht. „Es ist ja noch nicht alles zu Ende. Vielleicht war ich etwas zu eifrig. Man muß in einem Vierteljahr noch einmal hinunterfahren. Ich werde mich noch damit befassen.“

„Und wie denken Sie die Kursschwankungen auszugleichen?“

„Ich habe andere gute Nachrichten für Sie. Wenn die in die Öffentlichkeit kommen, wird der Ausgleich da sein.“

Victor hing etwas erschöpft an. Er spürte das Reg, in dem er saß. Keine Abnung hatte er, wie er es zerreißen würde. Er mußte nur, daß er kein Interesse daran hatte, es weiter zu spinnen. Das Bewußtsein, vom Schicksal auf einen wichtigen Platz gestellt zu sein, erfüllte ihn plötzlich ganz stark. Es war, als sei er nach einem langen Winter in einer verschneiten Hütte in den Frühling hinausgetreten und habe überraschend die Entdeckung gemacht, daß der Fels, der er trug, gar nicht mehr nötig war. Im Eisenbahngang hatte er noch instinktiv gehandelt. Es hatte etwas aus ihm heraus Bewegungen getan, gesprochen, die Situation beherrschte. Er hatte den armen, blutigen Haufen Fleisch, den keiner mehr als Brooker erkennen konnte, als sich selbst begraben lassen. Dann hatte er die Nachricht von seinem Tode ordnungsgemäß ans Bureau abgegeben und war weiter gefahren. Je mehr er die Nacht verpürte hatte, die von Brookers Visitenkarte ausstrahlte, desto härter war der alte Nachwille in ihm geworden, jener alte Nachwille, der ihn in Südrandland zu den Taten gereizt hatte, die in heimlichen Gefängen zu Volksheldern geworden waren. Wie er auf der Grenzstation mit den Chilenen verhandelt hatte, wie sie über Angst und Mut das Rätsel der Zuverlässigkeit breiteten und als er, anders wie Brooker, sich nicht im Rahmen des meist Möglichen hielt, sondern die Forderungen des ursprünglichen schimpflichen Vertrages überforderte, um einen Abschluß unmöglich zu machen, da hatte er an seine alten Campagnen denken müssen. Wie oft hatten seine Genossen irgendwo und wankelmütig versucht, mit den Behörden zu einem Kompromiß zu kommen, der sie zwar nicht heute an die Wand, aber in vierzehn Tagen an den Galgen gebracht hätte. Da hatte er nur allzu oft, ohne auf ihren angewandten

Stimmen zu achten, alle verjagten Abmachungen zum Scheitern gebracht, indem er den Gegner einfach vor den Kopf stieß. In Victors Blut, das solange erhärtet gewesen war, spülte sich etwas los. Es begann zu kochen. Es war wie eine Maschine, die lange stillgestanden hatte, weil ein kleiner Stein zwischen die feinen Zähne ihres Getriebes geraten war. Der Stein fällt durch Zufall heraus, und die Maschine beginnt wieder zu arbeiten. Erst langsam und in den Scharnieren kreisend, weil es in den Ueberlegungen noch klebte, aber dann läuft sie, wenn es auch in allen Gelenken klickt und quietscht. Doch der herunterstinkende Kolben hat bereits wieder, wenn er auch noch langsam fällt und aufschwebt, ganz die blanke Schwere seiner Kraft.



Durch den Spion konnte der am Schreibtisch Sitzende den Ankömmling beobachten.

„Was für ein Narr ich war, als ich glaubte, vor mir selber stehen zu können. Hier unterzutauchen?! Ich muß damals ganz von Verstand gewesen sein. Dies ist ein Land, dies sind Menschen, böse und gute Menschen, und überall ist es das gleiche. Überall kommt es nicht auf irgendeine Durchsicht an, die ich doch einmal aus historischen Gesetzen, die andere berechnen mögen, kommt, sondern auf ein Beispiel. Haben wir uns nicht alle geschworen, ein Beispiel zu geben? Wahrscheinlich, ich habe seit im Schatten meines eigenen Ich gelegen. Aber es ist vielleicht ein Glück, daß ich damals so betäubt war. Glück! Derrgott! Ich habe ja Glück. Da habe ich und merke es überhaupt nicht. Ich habe ja das größte Glück gehabt, das mir je zuteil werden konnte. Was geht mich denn das Kriegsministerium an? Es geht mich natürlich sehr viel an. Alles geht mich an. Ich bin ja im Mittelpunkt der Dinge. Aufgewacht habe ich an der Strommaschine der Ereignisse. Alle Schalter habe ich in der Hand. Ein großes Spiel ist über New York gespannt. Auf dem wird der Milli-

ardär Brooker tanzen. Zeitlänger stürzen fast immer einmal ab. Das ist aber belanglos. Denn es gibt stets einige junge Menschen, die nach der Vorstellung des Nachts nicht schlafen und den Willen, auch dort oben gehen zu können, so stark in sich füttern, bis sie es eines Tages durch ihn können. Ich werde den Leuten hier etwas vortanzen, was sie nicht verstehen werden. Das Beispiel ist es! Wer hat denn damals zu mir gesagt, als ich den Spindel Profoss in der Geheimstimmung nicht zum Tode verurteilen wollte, es müßte als ein Beispiel geschehen? Jelena war das! Früher hat sie mir die Augen und den Mund immer hart gemacht mit ihren Reden.“

Und plötzlich tauchte aus seinem Bewußtsein die Szene während der Reise auf. Nun wußte er auch, wer in ihm gehandelt hatte, als er nicht hinzugeklungen war, im Zuge die Linde der sich öffnenden Tür hochzuziehen. Victor war auf der Ueberfahrt schlafen gegangen, aber Jelena hatte für ihn gewacht. Wie ein Mosaikbild, das, schon zusammengeklippt, noch roh und unfertig wirkt, weil ein letzter, ausschlaggebender Stein fehlt, so fühlte sich Victor durch die Einführung des Namens Jelena erst ganz. Es ging geradezu eine Veränderung mit ihm vor. Ein leichter Kopfschmerz, den er immer gehabt und der sich stets wie Watte zwischen die Gedanken gelagert hatte, so daß sie sich nie ganz dicht und logisch aneinandergereiht hatten, wich plötzlich. Er hatte das Gefühl, daß seine Finger dünner wurden und seine Gesichtshaut straffer. Nach hob er das Telefon, das in die Zentrale seines Sekretariats im The Spring führte, ab.

„Wenn Miß Daskalova eintrifft, soll sie sofort mit einem Wagen zu mir herankommen. Meine frühere Order, daß sie sich erst morgen früh in meinem Arbeitszimmer melden soll, ist hiermit also abgeändert. Ich selbst komme heute nicht mehr herein.“

Am sieben Uhr meldete der Hauswart Jelenas Ankunft.

„Ich lasse bitten.“

Victor sah an seinem Schreibtisch, auf dem halb unsichtbar ein kleiner Spiegel, ein sogenannter Spion, von Brooker eingelassen worden war. Durch ihn konnte der am Schreibtisch Sitzende, ohne sich umzudrehen, den Ankömmling beobachten. Victor war innen ganz Erwartung, freudig erregt wie ein Knabe.

Die Tür öffnete sich, und eine Dame trat ein. Victor fuhr sich einen Augenblick über die Augen, ob er sich nicht täusche. Aber dann erkannte er in dem Spiegel ganz deutlich ein Gesicht, so zerfressen von Schmerz und so gealtert, und die Haltung des Körpers so schlaff, daß er erschraf. Eine tonlose Stimme fragte: „Sie wünschen, Mr. Brooker.“

In diesem Augenblick begriff er, was sich hier zugetragen hatte. Sie hatte von seinem Tode gehört, und so hatte sie es angenommen! Schauer der Erschütterung überströmte Victors Herz. Und er hatte nicht einmal daran gedacht, sie privat zu benachrichtigen! Sein Gesicht hing starr wie ein Bild Eisen über der Schreibtischplatte. Mein Gott, das war möglich! Das Begegnen tat sich in ihm so fäh auf, daß er hineinfiel, ohne daß seine Seele einen Laut von sich gab. Er machte die Augen wieder auf. Das kostete viel Mühe, und sein Mund zermahlte lautlos Worte, die er nicht gebären konnte.

„Sie haben mich rufen lassen, Mr. Brooker?“

Victor tastete mit der rechten Hand nach hinten: „Jelena!“

„Ja?“

(Fortsetzung folgt.)

Das Kind mit den Röntgenaugen.

Sehen durch Metallplatten. — Ein Rätsel, das noch der Lösung bedarf.

Der Madrider Augenarzt Dr. Pedro Niel überrascht die Öffentlichkeit mit einer Nachricht, die weit über die wissenschaftlichen Kreise hinaus größtes Aufsehen erregt. In einer Fachärzterversammlung in Paris hat Niel einen Vortrag gehalten über seine Erfahrungen mit einem Wunderkind, das er seit anderthalb Jahren beobachtet und untersucht.

Das Wunderkind heißt Benito Das. Es ist der Sohn eines Dorfschullehrers, der bei dem Juncos bis zu seinem fünften Lebensjahre nichts Sonderliches bemerkte. Das erste Mal war er überrascht, als der kleine Benito, den er, nachdem der Junge 4½ Jahre alt geworden war, im Schreiben und Lesen zu unterrichten begonnen hatte, plötzlich die unheimliche Fähigkeit zeigte, in seiner geschlossenen Bibel Buchstabieren zu können. Er legte das Buch geschlossen vor sich hin und las darin durch den dicken Einband in seiner unbeholfenen Art, als ob das Buch offen wäre. Der Lehrer glaubte zunächst, der Junge habe alles auswendig gelernt und war über seinen Fleiß erstaunt.

Die Sache kam ihm jedoch unheimlicher vor, als er bei einer Gelegenheit

nach einem abgerissenen Knopf seiner Weste

überall zu suchen begann. Der kleine Benito lachte und erklärte, der Vater habe doch den Knopf in seiner Zigarettenbox, die er in der Westentasche trage. Der Lehrer öffnete die Zigarettenbox — der Knopf war darin. Er erinnerte sich erst dann, am Vortage den Knopf dort aufbewahrt zu haben. Woher hat aber Benito dies wissen können? Ins Geheiß genommen, erklärte der Junge ganz schüchtern, er habe den Knopf doch in der Dose gesehen. Der Vater machte nun eine Probe. Benito konnte damals schon bis fünf zählen. Er steckte drei Zigaretten in die Dose, schloß diese und forderte Benito auf, zu sagen, wie viele Zigaretten darin steckten. Ein, zwei, drei, erklärte der Junge. Auch weitere Versuche führten zu richtigen Resultaten.

Der Vater fuhr einen Monat später mit dem Jungen nach Madrid und suchte dort den Augenarzt Dr. Niel auf. Dieser untersuchte das Kind sorgfältig, ohne etwas Abnormes zu finden. Seitdem behielt er den kleinen Benito in seinem Hause um ihn ständig überwachen zu können. Später, als der schwächere Junge seine ursprüngliche Befähigung zu verlieren begann, ließte der Arzt seine Experimente fort. Er stellte fest, daß der Junge

Gegenstände, die in einer Metallkassette eingeschlossen sind, genau sehen und beschreiben kann. Mit Leichtigkeit vermag er Briefe zu lesen, die in drei oder vier Kupferis eingeschlossen sind. Er kann ohne Schwierigkeit aufzählen, was einer in seinen verschiedenen Taschen hat; er vermag sogar

die Farben der Gegenstände anzugeben. Es hat den Anschein, als ob seine Sehkraft Metall, Stoff, Papier mühelos durchdringen könne.

Daß hier nicht etwa Fellscheit, sondern wirkliches Sehen vorliegt, beweist die Tatsache, daß Benito Das, der 4½ Jahren alt ist, zwischen zwei Metallplatten zu lesen vermag, dieselbe Kunst nicht zuwege bringt, wenn man statt der beiden Metallplatten zwei Holzplatten nimmt. Durch Holz sieht er nicht. Als er selbst diese Entdeckung machte, war er sehr erschrocken. Die Forscher stehen vorläufig noch vor einem Rätsel. — Immerhin sollte man nicht zu schnell alles für bare Münze nehmen.

20 Jahre freiwillig im Gefängnis.

Im Jahre 1908 wurde George Guillot in das Gefängnis von New Orleans eingeliefert, um dort eine Freiheitsstrafe von einem Monat zu verbüßen. Er wollte aber das Gefängnis nicht wieder verlassen, und auf sein ausdrückliches Bitten gestattete man ihm, gegen Leistung kleiner Hausarbeiten in seiner Zelle weiter zu leben. Jetzt ist er nach zwanzigjährigem Aufenthalt im Gefängnis gestorben.



Größte und besteingerichtete zahnärztliche Praxis Danzigs
Geogr. 1913. Großes Laboratorium für Zahnersatz, Röntgenaufnahme
4 neuzeitliche hygienische Behandlungsgerichte

Zahnersatz

Künstl. Zähne exkl. Platte 2.- bis 5.- G.
Reparaturen . . . von 2.- G. an
Stützabnahme . . . 10.- bis 30.- G.
Kronen i. Gold, 22kar. 15.- bis 30.- G.

Füllungen

Zement . . . 2.- G.
Plastisches Porzellan 3.- bis 5.- G.
Kupfer-Amalgam . . . 2.- bis 3.- G.
Silber-Amalgam . . . 3.- bis 5.- G.
Gold- und Platin-Amalgam 6.- G.

Sprechst. 8-7

Sonntags 9-12

Telefon: 22621

Spezialität:

Bei Bestellung von Zahnersatz Zahnrücken mit Betäubung kostenlos. Auswärts Patienten werden in einem Tage behandelt. Langjährige Erfahrungen und die vielen zufriedenen Patienten bürgen für nur erstklassige Arbeit. In Ihrem eigenen Interesse lassen Sie sich im Institut kostenlos beraten.

II. Praxis Praust, Danziger Straße 5

Verantwortlich für die Redaktion: Fritz Weber; für Anzeigen: Anton Finken; beide in Danzig. Druck und Verlagsbuchhandlung: u. Verlags-Gesellschaft m. b. H. Danzig. Am Spandau.

